

ERFAHRUNG VON WIRKLICHKEIT

Bulletin

der Heinrich Barth - Gesellschaft
für erscheinungsorientiertes Denken

Heinrich Barth-Gesellschaft
für erscheinungsorientiertes Denken

Präsident: Prof. Dr. Armin Wildermuth, Goethestr. 20, 9008 St.Gallen
Sekretariat: Günther Hauff, Oberer Heuelsteig 8, 8032 Zürich
Vorstand: Dr. Felix Belussi; Rudolf Bind; Christian Graf; Dr. Daniel Kipfer;
Dr. Harald Schwaetzer.
Quästor: Dr. Georg Maier
Ehrenmitglied: Prof. Dr. Gerhard Huber

Bulletin Nr. 8
Sonderheft Januar 2003
- zweite Auflage -

Erfahrung von Wirklichkeit
Texte von Hans Rudolf Schweizer

Inhalt

Sinnlich-ästhetische Erkenntnis im Beziehungsfeld der Wirklichkeit (<i>Hans Rudolf Schweizer</i>)	3
Vom Leuchten in den Augen (<i>Rudolf Bind</i>)	4
Griechenland: Wanderungen – Menschen - Tempel (<i>Hans Rudolf Schweizer</i>)	6
Im Bann des Gebirgs (<i>Hans Rudolf Schweizer</i>)	15
Gross-Stadt Madras (<i>Hans Rudolf Schweizer</i>)	42

Das Wort "Sinn" bedeutet ursprünglich "Weg". Die Sinne sind "Wege" zu den Dingen und von den Dingen zu uns; sie eröffnen uns den ungebrochenen Reichtum der Erscheinungen. Unser Körper ist der Ort, wo diese Wege zusammenkommen; er ist selber ein Teil der Erscheinungen, zu denen wir durch die Sinne Zugang haben.

Der Tastsinn zeigt eine Grenze an: wir spüren an der Oberfläche des Körpers uns selbst *und* das andere, von dem wir uns unterscheiden. Der Gesichtssinn und das Gehör eröffnen je ein optisches und ein akustisches Beziehungsfeld, innerhalb dessen keine Grenzen gezogen werden können zwischen Ich und Du, Ich und Gegenstand. Ein Beispiel: Das Bild, das wir jetzt voneinander haben, ist unauflösbar zusammengesetzt aus Eigenem und Fremdem, aus dem, was von "aussen" kommt, und dem, was wir selber gestalten.

Der neuzeitliche Mensch verleugnet diese Zusammenhänge weitgehend: Er versucht sich aus diesen Bindungen zu lösen und sich *über* die Dinge zu stellen, über die Natur zu herrschen, indem er möglichst viele Erscheinungen dem Experiment unterwirft und zum Material für beliebige Zwecke degradiert. Dies ist die Wurzel des "Materialismus". Dieses Herrschaftsdenken beruht auf einer Täuschung: der Machtanspruch hat in Ohnmacht umgeschlagen. Der Mensch vermag kein einziges Stück Natur zu durchschauen. Das Erscheinen der Dinge in der sinnlichen Erkenntnis ist unableitbar.

Wir wollen versuchen, dazu beizutragen, dass das gestörte Verhältnis des Menschen zur Natur verbessert wird. Wir wollen mit neuem Bewusstsein die "Wege" der Sinne beschreiten, uns der Natur in direkter Berührung aussetzen, selbst in den Kreislauf der Erscheinungen zurückkehren, um uns als Teil von ihnen und sie als Teil von uns fühlen zu lernen.

Hans Rudolf Schweizer

(nicht datiert)

Reisen kann etwas ganz Besonderes sein, hautnah in Berührung mit Menschen und mit der Landschaft, angewiesen auf die Ortskundigen und ihre Gastfreundschaft. Auch der Reisende erlebt sich dann selbst als etwas Besonderes. Die Wahrnehmung ist in jedem Fall erhöht. Und so vollzieht und erhöht sich die Wirklichkeit in einer geheimnisvollen Gleichzeitigkeit und innigen Gemeinsamkeit von Wahrnehmen und Wahrgenommenwerden. Auf Reisen und Wanderungen erfährt sich die Wirklichkeit oft intensiv und in voller Aufmerksamkeit von Augenblick zu Augenblick, von Begegnung zu Begegnung.

Sinnliche Wahrnehmung

Dieses Heft vereinigt Texte, die Hans Rudolf Schweizer geschrieben hat, als er unterwegs war in Griechenland, im Schweizer Gebirge, in der indischen Grossstadt Madras. Er formuliert und erzählt, was ihm besonders aufgefallen ist und ihn berührt hat. Er verzichtet bewusst auf alles, was er sonst noch davon weiss. Dadurch bleiben seine Texte direkt, schlicht und allgemeingültig.

Hans schenkte seine Aufmerksamkeit dem echten, ungekünstelten, uneitlen Leben. Von den Polizisten inmitten des chaotischen Verkehrs in Madras schreibt er: "Sie wachen nicht über die Einhaltung der Verkehrsgesetze, sie schreien niemanden an, sondern sie sind ausschliesslich helfend tätig. Sie stehen mitten drin, ohne den Verkehr entflechten, kanalisieren, rationalisieren zu wollen. Sie helfen einfach den Schwächeren und helfen den Leuten, einen Parkplatz zu finden."

Beim Fest aus Tanzenden, Singenden, Musizierenden und Zuschauenden am Strand in Kreta erlebt er als hinzutretender Wanderer die stundenlange Gemeinschafts-Improvisation wie eine religiöse Handlung, in der alles zueinander stimmt, was jetzt gerade geschieht: "Niemand gibt ein Zeichen, alles vollzieht sich in schweigender Selbstverständlichkeit, ohne Anfang und Ende."

Hans war besonders empfänglich für menschliche Regungen und hatte ein feines Ohr für die Zwischentöne. Reisende im Sinne von Hans überqueren nicht nur Grenzen, sie werden auch nicht selten an die eigenen Grenzen und Abgründe geführt. Auf der Bergtour mit dem jungen Heinz aufs Wetterhorn erzählt Hans von einer solchen Gratwanderung, wo jemand das Fürchten und die Erschöpfung lernt.

Griechenland

Griechenland war die Landschaft der philosophischen und philologischen Jugend von Hans. Im Sommer 1965 reiste er allein wochenlang durch Griechenland, wanderte viel und übernachtete oft unter freiem Himmel. Er führte regelmässig Tagebuch, malte Landschaftsbilder in Öl und Aquarell.

Schweizer Gebirge

So oft er konnte, suchte Hans die Nähe der Berge. Immer wieder hat er auch in den Bergen fotografiert. Er war von Jugend auf ein begeisterter und geschickter Alpinist. Auf der Tellialp im Lötschental besass er, gemeinsam mit Freunden, eine Hütte ohne Strom und fliessendes Wasser, wohin er sich gerne mit Freunden zurückzog, um das Einssein mit der Natur zu erleben. Das hiess für ihn auch, möglichst natürlich und massvoll leben.

Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hat Hans in den 70er Jahren einen druckfertigen Text über seine Gebirgswanderungen erstellt. Der Verlag, dem er ihn vorlegte, hatte jedoch an seinem Angebot kein Interesse. Die Texte „Ebnefluh-Lötschental“, „Eine Nacht auf dem Weisshorngrat“ und „Doldenhorn Ende Oktober“ hat Hans leicht überarbeitet in seinem Buch „Vom ursprünglichen Sinn der Ästhetik“ (1976) veröffentlicht. In kurzen Essays: „Hinführung“, „Licht und Atem, Urgestalt des Gebirgs“ und „Wandern und Bergsteigen heute“, werden die philosophischen Anliegen von Hans im Zusammenhang mit seinen Gebirgsaufzeichnungen deutlich ausgesprochen.

Madras

Hans mit dem Fotoapparat in der indischen Millionenstadt Madras? Im Frühjahr 1990, nach dem Tod seiner Mutter, nahm Hans den jungen tamilischen Flüchtling Siva und seine Familie in sein Haus in Liestal auf. Im August 1998 reiste er zusammen mit Siva zum ersten Mal und im Frühjahr darauf zusammen mit dessen Bruder Sri in die mehrheitlich von Tamilen bevölkerte Stadt Madras, die Hauptstadt von Tamil Nadu. Sie versuchten eine Schule für Strassenkinder und andere Hilfsprojekte aufzubauen. Durch seinen unerwarteten Tod im Juni 2001 konnten diese Projekte nicht weiterverfolgt werden. Das Haus in Liestal, sein eigenes Elternhaus, überliess er Sivas Familie.

Unterwegs durch Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft

In Griechenland lagen die Wurzeln der kulturellen Vergangenheit von Hans. Er orientierte und ernährte sich zeitlebens an der griechischen Sprache und Philosophie. Die Schweizer Gebirgsnatur war ihm ständige Gegenwart und Aufforderung zur Gegenwärtigkeit. In der indischen Grossstadt Madras lag seine Zukunft. Die Schule für Strassenkinder blieb vorläufig ein Projekt.

Durch Griechenland und in Madras wird er wie geführt. Immer wieder steht er wie ausserhalb einer Situation, die sich ihm zeigt. Im Gebirge ist es Hans, der führt. Hier kennt er sich aus wie zu Hause. In Griechenland und in Madras ist er Gast, im Gebirge ist er Gastgeber. Im Gebirge steht und bewegt er sich jeweils im Angelpunkt. Das gibt diesen Texten eine ganz besondere Griffigkeit und eine durchgestaltete Dramatik.

Rudolf Bind

Griechenland: Wanderungen – Menschen - Tempel

Ende Juli 1964

Paestum

Eine unangreifbare Insel in unserer Welt, ein tröstlicher Glanz für alle Zeiten. Warum übt der Tempel der Hera eine solche Macht auf uns aus? Mit grossen Bedenken fährt man hin. So oft ist diese Stätte schon gepriesen worden. Man bangt davor, doch in eine Art pflichtgemässer Begeisterung zu geraten, in den Sog des allgemeinen Urteils. Man scheut vielleicht eine Enttäuschung. Und dann steht er vor uns, freundlich und wie vertraut, aber gleichzeitig schauernd fern, ein Gegensatz, der gerade nur so noch erträglich ist, der uns in dieser Spannung zugleich ruhig macht und doch tiefen Ernst erweckt. Ich wurde mir wie nie sonst mit einem Schlage bewusst, was „klassisch“ ist fern von allen nie recht geglaubten Schulbegriffen. Er steht in einem offenen Feld fest mit dem Boden verwachsen da, unberührt, unantastbar, vor Zerstörung sicher, wenn man ihn einmal gesehen, in lächelnder Selbstverständlichkeit, aber auch mit erschreckender Ruhe und Demut. Und jede seiner Säulen erscheint bei längerem Verweilen als Menschengestalt, in sich geschlossene Persönlichkeit, so weit es den Menschen möglich ist, aber ebenso Dienerin im Ganzen, in der stillen Reihe, die das Haus der Gottheit umschliesst und doch durchscheinen lässt.

Sommer 1965

Parnass

Von Delphi führt ein steiniger Pfad in breiten Kehren an den Phädiadenfelsen vorbei auf den breiten Rücken und ein Abendfeld mit weitem Blick auf das Olivental und die Meeresbucht. Nach dem warmen, freundlichen Rot der Felsen von Delphi wirkt diese Höhe ausgesetzt und das verhaltene Gold der verbrannten Erde ernst und schweigsam. Doch bald trifft man auf Spuren menschlicher Tätigkeit. In einer Mulde steht auf einem freien, erdigen Platz ein Brunnen, mehrere ausgehöhlte Stämme übereinander gestaffelt. Und gleich stürzen von verschiedenen Seiten Hunde herbei, von denen jeder Wanderer weiss, wie gefährlich sie sind. Ich kann froh sein, dass mir ein Hirte beisteht. Mit sachlichen Gebärden weist er mir den Weg, lädt mich aber ein, in seiner Hütte aus Tannenreisig zu schlafen. Doch ich will zuerst an den Berg herankommen, der sich in der Ferne bläulich und fast zart vor uns aufbaut. Ich verfolge die angegebene Richtung und werde mir sogleich bewusst, dass die waldige Ebene, die mich noch von dem Berg trennt, viel breiter und mehr gefurcht ist, als sie mir eben noch erschien. Bald sehe ich mich in einem Tal gefangen, ohne Ausblick auf mein Ziel. In der Dämmerung treten mir die wilden Baumgestalten des Urwalds, mit dem ich nun in dem weglosen Gebiet zu kämpfen habe, fast feindlich gegenüber. Oft stosse ich auf ausgetretene Ziegenpfade, aber sie führen mich von der eingeschlagenen Richtung ab. Den

richtigen Weg weisen mir jetzt nur noch die Sterne, vor allem die Milchstrasse, die unheimlich nahe über den dunklen Kronen zu hängen scheint. Ich weiche nun jedem Hundegebell aus, das Dorf, das irgendwo in der Ebene liegt, die sich nach Stunden auftut, darf nicht mehr gestört werden so mitten in der Nacht. So komme ich noch ohne Licht allmählich an die vorgelagerten Waldschluchten heran. Sogleich packe ich den einen der Waldrücken an: er muss in die Höhe führen. Und die ständige Anspannung lässt keine Müdigkeit aufkommen. Auch die Gewissheit hilft, dass ich nun den Berg greifbar vor mir habe. Der herrliche Urwald ist jetzt von Felsen durchsetzt. So muss ich die mächtigen Flanken vermeiden und gerate zuweilen zu hoch. Aber der Waldrücken schwingt sich in weitem Bogen in unbestimmte Höhe. Und das ganze Bergland atmet Weite und Grösse, hochherübergespannt erscheint jetzt die wolkige Sternenstrasse. Mit dem Verlust des Zeitgefühls verbindet sich nun das Bedürfnis nach Schlaf. Unter einer Tanne findet sich in dem unermesslichen Gestein ein schmaler Streifen Erde mit Tannennadeln und Reisig.

Der Morgen ist kühl und schwer: aus grauem Dunst erwachen die Hügel in der Tiefe zum Licht. Meine Lage ist eindeutig: die Waldkuppe führt mich zu hoch hinaus, aber sie gewährt einen Überblick auf die noch viel höhern, waldlosen, hellgrauen, breiten und weich geformten Gipfelhänge. Noch entzieht sich der Gipfel dem Blick, aber ich habe Zeit. Noch zwei Stunden? Die Aussicht auf dem höchsten Punkt bringt kaum Überraschungen: zart verschleiert und bräunlich die Berge und Ebenen Böotiens, milchig hellgrau die eben erst erwachten Berge im Westen. Tief unten dämmt das Meer. Eine schwere, müde Luft, gerade am Morgen. Umso mehr überrascht der Berg aus der Nähe. Hohe, kerzenartige Gewächse mit gelben Blüten wachsen noch zwischen den letzten Tannen, weiter oben leuchten Blumen in gedämpften Farben und mit ledrigen Blättern wie in unsern Alpen. Unsagbar hart muss das Leben hier oben sein, denn auf diesem Berg der Musen gibt es nirgends auch nur eine kleine Wiese mit weichem Grund. Zwischen scharfen Kalksteinen drängen sich die Kräuter und Sträucher hervor. Aber umso zäher und vitaler wirkt alles, was da wächst und sich regt: die stacheligen Stengel und Blätter, die bei der geringsten Berührung verletzen, die wild auffliegenden Berghühner, das Sausen und Klirren des Flügelschlags einiger grosser Raubvögel dicht über dem höchsten Kamm. Und wie ein Sinnbild für die Zähigkeit und Geduld dieses Lebens: eine Schildkröte, die sich über die im Mittag glühenden Steine windet.

Parthenon

Am Abend muss man in Athen ankommen, von Westen her: dann ist das starrende Grauweiss des Häusermeers hell und wach und atmend. Dann ist die Stadt gross und weiträumig, wie sie die felsigen Hügel umspült, am breiten, mächtigen Hymettos hinaufbrandet, wie sie sich nach dem Meer wendet, wo schon die Inseln sichtbar werden. Die Akropolis wirkt aus der Ferne wie versteinert, von lastendem Schweigen bedrückt. In der Nähe strahlt sie freundlich und sicher, in weitem Abstand von dem Gewühl, hoch über

verträumten Gassen und Gässchen. Und der Parthenon? Von Paestum her war ich vorbereitet, wusste, wie ein solcher Tempel wirkt. Hier in Athen wäre die erste Begegnung mit einem griechischen Tempel wohl schwieriger gewesen. Ich glaubte nun zu sehen, dass der Parthenon auf die Art und Weise anders ist als der Heratempel von Paestum, wie es dem Ort entspricht, wo er steht. Auch vor ihm spürt man, dass die Gegensätze von Lasten und Tragen so aufeinander abgestimmt sind, dass ein gerade noch mögliches Gleichgewicht voller Spannung zustandekommt. Aber seine Säulen sind zahlreicher und schlanker als die des Heratempels, denn er steht hoch über der Stadt und auf der felsigen Burg erst noch gehoben. Er scheint in dem weiten Tal ein wacher Hüter zu sein und das bunte Treiben einer lebhaften Stadt in seinen breiten Hallen bergen zu müssen. Die Säulen, die auch hier beim längern Hinsehen wie Menschengestalten erscheinen, sind beweglicher; weil sie zuäusserst bedeutend näher beisammen stehen, scheinen sie von der Mitte her biegsam hinaus- und zurückzustreben. Sie atmen städtischen Geist, sind aber von derselben freundlichen Klarheit und stehen in erschreckender Ruhe und Demut da. Besonders am Abend spielt das Licht wunderbar leicht wie helles Gold um den blanken Marmor. Die reine Form des Steins, an der die Lüge abzuspringen scheint, nimmt dann mit seiner vollkommenen Ruhe alles freundlich auf, auch das nahe und ferne unabsehbare Gewühl der Grossstadt.

Seekrank

Am Kap Sunion hatten wir die schlanken, vom Wind gereinigten Säulen des Poseidontempels verlassen. Die heftigen Stösse aus Nordost hatten mich frisch, wach erwartungsvoll gemacht. In der geschützten Bucht schwammen wir durch kristallklares Wasser wie durch flüssigen Edelstein zum kleinen Schiff hinaus. Ich freute mich auf die klingende Weite und Bläue des offenen Meers und dachte an keine Einschränkung des Hochgefühls. Doch kaum hatten wir das Kap und die hellbraunen Felsen der immer noch schützenden Insel Makronisi nach Osten gequert, da wurde unsere Jacht von türmenden Wellen gepackt. Noch weit in der Ferne lag zart gebaut die Insel Kea, dort mussten wir vorbeikommen. Und schon hielt ich mich an diesem künftigen Ereignis fest, denn ich war sofort gelähmt von der drohenden Gewalt. Unter dem Sonnenglanz, der noch immer, ja immer heller und freundlicher auf den Wellen spielte, fühlte ich eine dunkle, geballte Macht, die jederzeit bereit ist zuzuschlagen, die wie im Spiel einmal eine besonders grosse Woge aufschwellen und auf den Bug des Schiffs stürzen lässt.

Beim ersten Stoss hatte ich das Segel des körperlichen und geistigen Hochgefühls auf die Basis herunterziehen müssen. Meine Aktivität war auf das bloss Dulden und Warten, auf die einfachsten Gedanken eingeschränkt. Schweigend hielt ich mich mit beiden Händen fest, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Ich hatte nur darauf zu achten, dass ich dem Rhythmus des Schiffes, das brutal hin- und hergerissen wurde, ohne Widerstand folgte. Nur

indem ich meine Schwäche annahm, konnte ich sie ertragen und überwinden. Einfachste Gefühle und Gedanken blieben mir noch treu: das stillschweigende Vertrauen zur Mannschaft, der Gedanke an die Menschen, die immer Begleiter sind. Und die Insel, die in ihrer Nacktheit und ihrem zarten Bau doch sicher und unantastbar, aber auch in dieser Qual unsagbar schön erschien, war mir ein lebendiges Symbol für die Ausgesetztheit und unbegreifliche Sicherheit alles Lebens, oder auch für die Schönheit des Augenblicks, in dem wir zusammengehören und der durch keinen brutalen Schlag vernichtet werden kann.

Die Insel Melos

Zart und vielfältig erscheinen die Umrisse ihrer Berge im Abendlicht, reine Gestalten in Grau und Braun. Aber wie furchtbar ausgesetzt sind sie für die, welche hier in Buchten oder höher gelegenen Dörfern leben: von erbarmungsloser Glut verbrannt, vom Wind gepeitscht, vom harten Blau der Meeresflut umspült. Wie halten es diese Menschen aus ohne stillen, bergenden Ort, von wenigen Pflanzungen und spärlichem Weizen sich nährend? Einige arbeiten schon in Athen und kehren am Wochenende zurück. Doch wie wäre in der Stadt zu finden, was hier fehlt! Andern kommt zugut, dass aus derselben Stadt und anderswoher Menschen kommen und Erholung suchen. So kamen auch wir dahin, unfreiwillig, als ein bleierner Dunst über Land und Meer lag und der Sturm uns zum Bleiben zwang. Die Gastfreundschaft dieser Inselbewohner, ja der Bauern und Hirten überhaupt, ist für uns Westeuropäer unbegreiflich, sie scheint noch immer religiös begründet zu sein, religiös in einem archaischen Sinne. Nicht nur, dass sich diese Menschen freuen, einmal ein anderes Gesicht zu sehen, dass sie neugierig sind, von fremden Ländern zu hören. In ihrer Art, Fremde aufzunehmen, kommt ein Wissen zum Ausdruck, dass in dieser elementaren Ausgesetztheit der Natur jede menschliche Begegnung Freude, Trost, Hilfe bedeutet, und zwar in gleicher Weise für den Gast und den Gastfreund. Dass diese beiden in der gleichen Situation, eben der zufälligen Begegnung, zusammengehören, zeigt sich sofort darin, dass man nicht nur Zuhörer ist, sondern gleich am Anfang gefragt wird: wer bist du und woher kommst du (wie in der Odyssee: tis pothen eis andron)? Wie zu erwarten sind es die Männer, die eine offene, klare, sachliche Verständigung herbeiführen. Den Frauen fällt eher die Aufgabe zu, mit kleinen Gaben das Element der menschlichen Wärme wirken zu lassen und am Leben zu erhalten wie das Feuer im Herd.

Wenn man nun den Eindruck hat, es liege ein heitrer Glanz über allem, was diese Menschen tun, so gehört dazu und muss dazugenommen werden: der harte Gegensatz, die schonungslose Absolutheit der Elemente (der kahlen Erde, der Sonnenglut). Weil das Schweigen der Natur so nahe ist, geben sie sich auch dem Augenblick so herzlich, stürmisch, ja fast glühend hin: mitten in der Nacht erscheint mit vielen Lichtern ein schwimmender Palast aus Athen in der Bucht. Das ganze Dorf ist da, um das Ereignis zu begrüßen. Ein stürmisches Hin und

Her, unzählige Rufe, Schreie, bis jedes Kind, jedes Paket dem Meer entrissen ist. Merkwürdig ungeschickte Manöver der schwankenden Landungsboote, weil immer alle reden und die rasende Beherrschung der Sprache zeigen wollen. Ist das nur eine Flucht in den kollektiven Taumel? Auch die Zeichen der Innerlichkeit fehlen nicht ganz; es werden nicht nur Rollen gespielt. Abseits im Dunkel etwa die weiche, tastende Stimme eines Sängers, immer dasselbe suchende Auf und Ab der Melodie. Oder mitten im Gedränge zwei verschlossen und für unser Empfinden traurig blickende Knaben von 15 Jahren, die sich halten, die Hände gegenseitig spielend ineinander verflochten. Wenn sich diese Hände im Gehen, Eilen und Schauen verloren hatten, suchten sie sich wieder, verstohlen. Aber die Gesichter blieben unbeweglich, vom äussern Geschehen gebannt.

Kretischer Bauer

Vom Feldweg reitet er auf seinem Esel in derselben Richtung fort wie ich. Er trägt eine breite Stirn über einem hohen, schmalen, struppigen Gesicht. Jetzt biegt er in meinen Weg ein. Soll ich ihn anreden oder meine Schritte beschleunigen? Denn noch hat er auf den steinigen Pfad zu achten. Aber schon blickt er auf in einer Art, dass es kein Ausweichen mehr gibt. Warum auch? Mit so vielen habe ich schon gesprochen. Aber er hat einen besondern Ausdruck männlicher Würde, dass man ihm schwer die Waage halten kann. Fast gleichzeitig also grüssen wir: *chärete*. Sein Gruss klingt überraschend hell und bestimmt. Gleich fragt er weiter in einem Ton, mit dem man nur über Wesentliches spricht, aber ganz ohne herrischen Anspruch, oder wie manchmal ältere Herren: Was macht denn der junge Mann da? Er nimmt den Partner ernst, dass einem fast bange wird, er fasst ihn von Auge zu Auge in den Blick: Woher, aus welchem Land, wohin? Wie er merkt, dass ich nicht alles verstehe, sagt er ruhig vor sich hin: wie kann ich ihm das auf einfache Weise sagen, dass er's versteht? Doch bald sind wir verständigt. Von der Schweiz weiss er nur Gutes, dort wohnten „gute Leute“ (*kaloi anthropoi*). Dort werde nicht gestohlen, fügt er mit einem Lächeln bei; er weiss, dass es nicht ganz stimmen kann. Ich versuche zu sagen, was ich bisher an Kreta besonders schätzen gelernt habe. Er versteht offenbar leicht, was ich hier will. Dass man sich an seinem Lande einfach freuen kann, diese Möglichkeit scheint ihm vertraut zu sein. Mit verhaltenem Stolz erklärt er jetzt, hier oben liege das Dorf Akumia, es gehe gut mit der Landwirtschaft, nur sei die Regierung schlecht, und das wirke sich eben ungünstig aus. Es klingt beinahe wie eine Einladung, aber er weiss ja, dass ich nach Agia Galini will. Ohne dass ich frage, fügt er etwas gedämpfter bei: da oben habe er seine Familie, drei Knaben und ein Mädchen. Dass ich nicht verheiratet bin, kann ihn nicht verwundern, da er mich so allein getroffen hat. Aber ich merke, dass er durch die Betonung des „noch frei“ (*akoma elefthero*) doch ein wenig beruhigt ist. Und noch etwas Wichtiges habe *ich* zu fragen: wie es mit seiner Gesundheit stehe. Fast übermütig antwortet er: ausgezeichnet, wie wenn das zu einem Mann gehörte, aber doch nicht so, als sei es selbstver-

ständig, denn *eine* Einschränkung ist dabei: mit den Zähnen stehe es nicht zum besten, sagt er mit einer Objektivität, die wohlthuend absticht von der Art, wie manche kranke Menschen von ihren Leiden sprechen. Er redet auch nicht von Dankbarkeit, das wäre wohl unmännlich, aber es klingt doch Dankbarkeit mit in seiner ganzen Erzählung von Dorf, Familie und eigener Gesundheit. Der Abschied ist wie ein kleiner Riss, obwohl er sich von selbst ergibt.

Musik auf Kreta

Es gehört zum Schönsten, was man auf Kreta erleben kann: wie die Leute, die da allabendlich zusammensitzen, von ihrer Musik ergriffen werden. Als ich um Mitternacht über dem letzten Dorf am Idagebirge emporstieg, hätte mich beinahe der Gesang der Jünglinge zurückgehalten. In sanftem Wellenschlag drangen die tastenden Melodien zu mir herauf, lockend wie Sirenengesang. Als ich dann am Nachmittag vom Ida ans Meer zurückkehrte, sah ich mich wieder einem Kreis von Männern und Jünglingen gegenüber, die sich umschlungen hielten und sangen. Langsam bewegte sich die Schar dem Meer entlang und schlug die wenigen von ferne Zuhörenden in den Bann. Ein Mann in mittlern Jahren schien sie anzuführen, er hielt bewusst, aber in fast linkischer Zurückhaltung zwei Jüngere umfasst, sein Blick verlor sich im Unbestimmten, nur wenn die Melodie wieder von vorne begann, schaute er kurz und ernst auf die Mitsingenden. Was ist es denn für eine Musik, die solche Macht ausübt auf die einfachen Menschen? Immer dasselbe taumelige, suchende, dann wieder leidenschaftlich hervorbrechende Auf und Ab der Melodien mit ihren spielerischen Verzerrungen. Ist diese Musik traurig und schwermütig? Wenn man einen der Singenden danach fragte, würde er die Frage wahrscheinlich nicht verstehen oder mit Bestimmtheit verneinen. Kann man wissen, was diese Musik ausdrückt, wenn man so ganz in ihr lebt? Und werden nicht die wenigen, die sich Gedanken darüber machen, mit Recht darauf hinweisen, dass in solch elementaren Klängen irgendwie das ganze Leben aufgegangen ist, nicht nur ein Aspekt. Das schliesst allerdings nicht aus, dass der Grundakkord eben dieses Lebens für uns traurig klingt.

Noch höher schlagen die Wellen, wenn ein Geiger und ein Lautenspieler sich zusammenfinden und bald wie besessen ihre jagenden, doch immer gleichförmig auf- und absteigenden Melodien erklingen lassen. Dann sind alle dabei, und bald treten einzelne Tänzer auf, Männer, die mit feinen, graziösen Bewegungen aufwarten können. Fast ergreifend sind ihre kindlich-ernsten oder knabenhaft leuchtenden Gesichter. Noch ernster, verhaltener und geheimnisvoller ist der Tanz der Gruppen: alle folgen ruhig und mit abwesendem Gesicht einem komplizierten, nur durch lange Übung zu beherrschenden Rhythmus. Das Tanzfest gleicht immer mehr einer religiösen Feier, da die sich ständig vermehrenden Zuschauer den Ernst noch zu steigern scheinen. Bis um Mitternacht geht es fort, solange alle im Banne der taumeligen Geige und der

schlagenden Laute bleiben. Niemand gibt ein Zeichen, alles vollzieht sich in schweigender Selbstverständlichkeit, ohne Anfang und Ende.

Neugriechisch

Die Griechen sind stolz auf ihre Sprache, sie zeigen gern, wie gut und wie schnell sie mit ihr umzugehen vermögen. Manche einfache Menschen begreifen nicht, dass man ihre Sprache als Fremder nur schwer versteht. Sie verwechseln mangelnde Sprachkenntnis mit Schwerhörigkeit und reden nur immer lauter und schneller. Oft lässt sich ihre Intelligenz bestimmen nach der Art und Weise, wie sie sich dem Fremden sprachlich anpassen können.

An einem Dorffest sagte ein Zuschauer mit leuchtenden Augen zu mir: „*Orea*“. Ich nickte anerkennend, obgleich ich noch keine Ahnung hatte, was das Wort bedeutet. Meine flüchtigen Nachforschungen im Wörterbuch führten zu keinem Resultat. Immerhin hatte ich natürlich etwas Lobendes herausgehört. Ich liess die Sache zunächst auf sich beruhen. Ich wollte lieber zuwarten, bis sich das Wort von selbst erschloss. Auf einer Wanderung im Gebirge traf ich eine freundliche alte Frau. Sie fragte sofort wie alle Griechen auf dem Lande nach dem Woher und dem Wohin. Als ich ihr erschöpfend Auskunft gegeben hatte, schloss sie das Gespräch, indem sie mit der Hand ins Tal hinabwies und sagte: „*Orea*“. Nun, im Gebirge hätte man an das altgriechische Wort „*oros*“ denken können, das „Berg“ heisst. Doch auch diesmal klang in dem Wort eindeutig ein Werturteil mit. Nun war ich neugierig genug, um den Nächsten, der das Wort aussprach, zu bitten, es auf ein Blatt Papier zu schreiben. Aber auch damit war mir noch nicht geholfen. Der Mann wurde leicht verlegen und schrieb nach einigem Zögern: „*ōrea*“. Noch immer war die altgriechische Wurzel nicht zu erkennen, von der das Wort abstammen musste. Aus lauter Bosheit wiederholte ich das Experiment. Der Nächste schrieb mit mehr Überzeugung: „*ōraia*“. Jetzt ging mir ein Licht auf und ich holte meine Griechischkenntnisse hervor: „*Orea*“ wird richtigerweise mit *ai* geschrieben, stammt von altgriechisch *oraio*s und heisst heute einfach „schön“.

Kretische Gastfreundschaft

Nach der Ankunft im Dorfe Spili versuche ich die Dinge auf mich zukommen zu lassen. Ich hatte keinerlei Pläne und wollte alles dem *kairos*, dem richtigen Augenblick, überlassen. Das ist natürlich nur teilweise möglich. Ich steige durch die schmalen Gassen am Berg empor, die Leute haben eben mit der Arbeit begonnen. Etwas verlegen sind diesmal die Begrüssungen. Bin ich eigentlich am Platze hier? Als *xenos* im alten Sinne bin ich möglich. Doch wenn man nur beobachtend herumstreicht, wirkt man mit Recht seltsam, ja verdächtig. Einmal werde ich richtig ausgelacht von einer Schar kleiner Mädchen. Es ist ein Lachen, das seinerseits ein Ausdruck der Verlegenheit zu sein scheint, aber es wirkt nicht kindlich, sondern wie ein Ausbruch kollektiver Vitalität, daher unbewusst überlegen, so dass man nicht versuchen soll, dagegen

aufzukommen. Dieselbe Ungebrochenheit wie manchmal bei unsrer Bergbevölkerung.

Endlich fasse ich den Entschluss, irgendwo anzuklopfen. Sobald ich mich in einem Haus einem Bauer in mittlern Jahren gegenübersehe und frage, wo ein Unterkommen zu finden sei, ist die Situation wieder klar und meine Stellung im Gesichtskreis dieser Bauern eindeutig. Mit bestimmter Gebärde wird ein Stuhl zurechtgerückt: erst einmal sich setzen und: „Haben Sie schon gegessen? Wir sind gerade daran.“ Nun, die Essenszeit ist nicht genau festgelegt, also esse ich mit und stehe Rede und Antwort. Ein Zimmer haben sie nicht, aber sie sind begierig zu hören, wie es in der Schweiz aussieht. Dann werde ich an einen ältern Mann gewiesen, der eben aus einem grossen, etwas vernachlässigten Gebäude getreten ist. Ja, er habe ein Zimmer, sagt er gleich, und seine verträumten Augen leuchten auf in dem offenen, aber etwas struppigen Gesicht. Zuerst muss ich mich wiederum setzen. Der gute Mann eilt und eilt, und ich darf mich nicht rühren. Er bringt Wasser für die Hände, ein Tüchlein, dann Trauben, später ein Gläschen lauterer Schnaps. Die Fragen und Antworten sind alle gleich wesentlich. Nie wird das Gespräch konventionell. Er fragt nicht nach dem Beruf, sondern nach der Arbeit (*dulia*). So erfahre auch ich, dass er „Musiker“ ist. Gleich holt er seine Kniegeige und spielt mir vor. Jetzt erst verstehe ich sein Gesicht, und noch besser am Abend, nachdem er mit seiner Geige Mittelpunkt einer Schar junger Männer geworden ist. Nun will er mich in mein Zimmer führen und zeigen, wo ich schlafen kann. Aber das Bett, das als einziges „Möbel“ in dem kahlen Raume steht, kracht zusammen.. Mit traurigem Gesicht weist er mir eine andere Lagerstätte an. Seine Augen leuchten wieder auf, wie er mir von seinen Söhnen erzählen kann. Doch wir werden unterbrochen, sein Schwiegersohn aus Athen ist da. Und schon gerate ich in den zweiten Wirbel der Gastfreundschaft. In allen Sprachen wird nun weitergesprochen, nervös, sprunghaft, ungeordnet. Der Mann hat nichts anderes mehr im Sinn, als mich zu unterhalten. Auch er ist völlig offen in seinen Worten, tut alles, um den Kontakt zu erleichtern, aber er wirkt gegenüber den andern Dorfbewohnern gedrückt, von einer ständigen Unrast gequält. Er ist zwar in den Ferien hier, aber er hat offenbar Angst vor der Langeweile, einem Übel, das der Bauer in seiner Ruhe und innern Sicherheit nicht kennt. Das Schweigen wirkt bei ihm lastend, denn er kann nicht nur dann sprechen, wenn er etwas zu sagen hat. Er verkehrt auch nicht mehr mit den Leuten im Dorf, sondern sucht sich in dem Hause seines Schwiegervaters zu erholen, wo doch alles aussieht, als wären sie eben mit vielen Koffern angekommen. Die Vernachlässigung der Häuser, die Leidenschaft für das Halbkaputte hat zwar sonst einen Zug der Demut in sich, verrät oft ein Wissen: dass man doch nicht für die Ewigkeit bauen kann. Aber hier in diesem Hause hat ein innerer und äusserer Zerfall begonnen. Der alte Musiker lebt noch in der alten Welt. Die Nachkommen haben die überkommene Lebensform aufgegeben, aber noch keine Sicherheit in der neuen gewonnen. Erst der Enkel hat die Chance, in der neuen, modern europäischen Lebensform heimisch zu werden. In diese Richtung weisen die

Musik- und Französischstunden, die der Zwölfjährige schon vor dem Eintritt ins Gymnasium bekommt. Vorläufig aber erscheint das Neue mehr als Gefahr denn als Chance. Das spürt der Vater wohl unbewusst, während der Grossvater nichts ahnen kann von diesen Problemen.

In der Begegnung mit einer 80-jährigen Frau war alles zusammengefasst, was die Haltung gegenüber dem fremden Gast auszeichnet. Ich wollte nur schnell meinen Koffer abholen in dem einzigen Gasthaus, wo ich ihn zufällig abgestellt hatte. Da sah ich mich plötzlich der alten Mutter des Besitzers gegenüber. Ich merkte nicht, wie es zuging: kaum hatte ich mein Anliegen vorgebracht, stellte sie schon mit unsicherer Hand ein Gläschen hin und reichte mir eine aufgeschnittene Tomate und das Salz dazu. Und das tat sie mit so viel bescheidener Güte und einem tiefen Wissen vom Leben, dass wir erschauern und nur noch schweigend annehmen können mit dem Gedanken: eigentlich sind ja nicht wir gemeint.

Nach der grossen Reise (aus dem Tagebuch)

Was ist das Wichtigste, das ich erlebt? Die Frage ist erlaubt, aber nur in dem Sinne, dass man hinhört und entgegenkommen lässt, nicht in selbstherrlicher Form: Was hat mir die Reise gebracht? Es ist wie eine neue Heimat, die eine alte bestätigt: nicht dass ich nun dort leben müsste: Aber es kam von dem Leben der Menschen her etwas entgegen, was ich schon hier im Innersten gewusst und gefunden. Nur ist es noch einfacher, bescheidener, ursprünglicher. So viele Menschen, die mehr vom Leben wissen, als ihnen bewusst ist - die einfach, froh über jeden schönen Augenblick, dankbar und offen begegnen und den Fremden als Gefährten aufnehmen, die im Gespräch die Zeit löschen und in all ihren Handlungen die Vorläufigkeit unseres Tuns miteinbeziehen. Und wir? Suchen tiefere Zusammenhänge und leben gern geistig über dem, was wir bewältigen können. Und im täglichen Leben breitet sich bei so vielen eine Leere aus, weil der Anspruch so hoch ist. Und diese Leere wird ausgefüllt durch ständige Betonung der eigenen Überlegenheit. Versuchen wir die Erziehung darauf auszurichten, dass wir einander mehr sind, dass wir einander ein Licht bedeuten.

Hans Rudolf Schweizer

Hinführung

Ich schreibe aus meinen persönlichen Erfahrungen im Gebirge heraus. Zuerst zeige ich, von welchen Bildern ich seit der Kindheit geprägt bin, dann wie ich in einem bestimmten Tal heimisch geworden bin, aber auch, wie mein philosophisches Thema, die Aesthetik, in einer Art ästhetischer Praxis begründet ist. Ich beschreibe dann einzelne Bergfahrten, zuerst typische Bilder und Situationen, dann mehr individuelle Erlebnisse auf Touren im Hochgebirge zu verschiedenen Jahreszeiten. Immer steht das Seelische, die Stadien des Erlebens, auch das Sinnbildhafte, mehr im Vordergrund als das Technische. Das Ganze ist Ausdruck einer Lebensform. Der Leser soll denken: So habe ich das Gebirge auch schon erlebt, so möchte ich es sagen oder so könnte ich es auf andre Art und Weise vielleicht auch sagen.

Licht und Atem, Urgestalt des Gebirgs

Sehen ist Austausch; wir wählen und schaffen die Bilder, aber noch früher wählen sie uns. So stehe ich seit der Kindheit im Bann des Gebirgs. Es bot mir Bilder von unversiegbarer Lebenskraft in Fels und Eis, im Bergwald mit seinen verborgenen Quellgründen. Es forderte das Äusserste an körperlicher und seelischer Anspannung, aber es blieb mir immer nahe und vertraut mit seinem Atem und dem Geruch der Erde, mit der Klarheit und Härte der Formen, auch im Sturm und im Angesicht seiner Gewalt, wenn es galt, miteinander den sichern Durchstieg auch im Schneetreiben zu finden oder den kalten Anhauch einer Nacht in grosser Höhe zu ertragen. Jetzt verdichtet sich seine Bildkraft immer mehr in einem beschränkten Raum, in einem bestimmten Tal, mit dem meine kostbarsten Erinnerungen verwoben sind. In früher Kindheit war es vor allem ein hoher, ganz weisser Berg, der sich mir eingeprägt hat, das Weisshorn im Wallis, von seiner hellen Ostseite her; es hat noch jetzt die gleiche unsagbare Anziehungskraft, ist nicht abgeschwächt zum blossen Sinnbild für ein reines, hohes Ziel. Wenn die Berge an einem klaren Oktobertag neu und tief verschneit sind, erschöpfen sich wieder die Stunden im Anschauen dieses reinsten, leuchtendsten Firnweiss, ich bin gebannt wie von der wunderbarsten Musik.

Ebenso anziehend, aber unheimlicher in seiner dumpfen Gewalt war der Gletscher, ein zerrissener Eisstrom, der unmittelbar aus dem Himmel herabzu-drängen schien und für mich lange unbetretbar blieb. Aus dem Gletscher brach ein wilder Bach, der in vielen Armen durch grobes Geröll niederstürzte. Es gab nur über den mächtigsten Schwall eine Brücke, die Seitenarme mussten übersprungen werden. Ich bekam jedesmal Angst, und war doch unwiderstehlich von dem Tosen und dem Donnern des Wassers angelockt.

Diese Bilder und Eindrücke hatten eine besondere sinnliche Tiefe und Wucht, die kaum verloren gehen kann. Sie waren der dunkle Hintergrund für das kindliche Spiel an abgeleiteten Bächlein, von denen sich die Wiesen unseres Feriendorfes nährten, später dann für das gemeinsame Sehen, Entdecken, Vergleichen viel differenzierterer Beobachtungen. Im gemeinschaftlichen Wandern und Klettern erschloss sich erst der ganze Reichtum der Gestalten. Vor allem die Blumen, die Gewächse und Kostbarkeiten des Waldes wurden mir erst durch die mir vertrauten Menschen näher bekannt.

Mit dem gemeinschaftlichen Erleben der Berge verbindet sich für mich das Denken, die philosophische Reflexion über das, was mit uns eigentlich geschieht, wenn wir sehen, hören, empfinden. Was ist denn die Wirklichkeit dieser Bilder? – Sie ist Erscheinung, im Spannungs- und Beziehungsfeld zwischen uns und der Welt, ursprüngliche, sinnlich-geistige Erfahrung noch vor der Scheidung von „Ich“, „Du“ und „Gegenstand“, nicht blosse Zutat, sondern Grundlage der *Erfahrung von Wirklichkeit* überhaupt, das Aesthetische im alten Sinne: Gesicht, Gehör, Gefühl. Wie wir dieses Stück Erde, in das wir hineingeboren sind, sehen, wie wir seinen Klang hören, darin ertasten wir unsere eigensten, aber auch unsere gemeinsamen Möglichkeiten. Dazu gehört der Umgang mit den Elementen, das Erwarten des Lichts, das Erzeugen des Feuers, die Gegenwart des unmittelbar aus der Erde entspringenden Wassers.

Aber die Frage stellt sich: Fehlt nicht der eigentliche Ernst, wenn wir uns im Gebirge doch nur „erholen“, Betrachter bleiben und nicht die ganze Härte einer Bauernexistenz auf uns nehmen? Auf dem Weg dieser nie ganz zu beschwichtigenden Frage denke ich: Auch wenn wir die Härte des Alltags anderswo erfahren, so haben wir doch die Möglichkeit, in der Art, wie wir uns dem Gebirge aussetzen, eine Lebensform von allgemeinerer Bedeutung in uns auszubilden, so gut wir vermögen. Es ist eine Lebensform, für die wir gewillt sind einzutreten: die Natur nicht zu beherrschen und auszubeuten (das tun wir, wenn wir im Komfort leben), sondern leben zu lassen und sich schonend auf sie einzulassen. Dazu gehört, dass wir die Würde und die Not des Bauern wahrnehmen, ihm aber gerade damit auch etwas mitbringen. Das Leitbild für diese Lebensform bezieht für mich seine Kraft aus der Verehrung des Gebirgs, aber auch der Landschaft, wo wir gewöhnlich leben. Im Gebirge ist für mich diese Lebensform am leichtesten durchzuhalten; darin liegt vielleicht eine Gefahr, die Gefahr der blossen Flucht. Aber die immer neue Belebung und Erweiterung, die der Anblick der Berge erzeugt, schlägt mir alle Zweifel nieder. Ich bleibe dabei, zusammen mit allen, die mir vertraut sind.

Im Telli

In den letzten Jahren suchten wir meist das gleiche Tal auf, das Lötschental, und in ihm ein kleines Nebental, das „Telli“ heisst. Dorthin kehren wir zurück, als ob wir nach Hause gingen. Im Wechsel der Jahreszeiten erschliesst sich uns die verschwiegene Grösse und Weite dieses Ausschnitts aus einem viel

grösseren, mächtigeren Gebirgstal. Wir denken immer weniger daran, noch andere Gegenden der Alpen aufzusuchen, es wäre zu viel für ein Leben, es wäre gar nicht mehr möglich, anderswo noch einmal so vertraut zu werden wie hier.

Auf der Tellialp leben wir in einem Haus, das kaum mehr gebraucht wird, und das wie an diesem Ort gewachsen erscheint. Seine Balken sind noch mit kundiger Hand zugeschnitten und aufeinander gepasst worden, eine einzige Schicht, aussen und innen unmittelbar sichtbare Form, deren lebendige Struktur abends im Licht der Kerzen leuchtet. Hier scheint die Landschaft wie zu einem bescheidenen Kunstwerk versammelt, in der Gestalt dieses Hauses, seiner schönen Fügung, in der Art, wie es aus den Elementen der Landschaft entstanden ist. Hier holen wir Wasser vom Brunnen, machen Feuer mit dem Holz aus dem Wald, hier wird vielleicht auch jede kleine Wanderung zum unscheinbaren Kunstwerk für den Augenblick, so wie sich auch das Leben der Bauern noch nicht aus der Verwachsenheit mit Wald und Boden gelöst hat: Auf der Weide am Bachgraben, im Wald, wo viele alte Stämme zu Ende sterben dürfen, auf dem sich in den Hang schmiegenden Weg zu den „Blühenden“ hinauf, in den nur von Schafspuren erschlossenen Felsen des Talhintergrunds, überall verbinden sich Naturgestalt und Menschen-„Werk“ zur zwanglosen, dem Spiel Raum lassenden Einheit.

Tellhorn

Vom Brunnen hinter dem Haus sieht man – steil emporschauend – das Tellhorn als kleine Kuppe auf dunkler, hochragender Felsschulter über dem Wald. Es wacht über dem Talhintergrund, den es überragt, abgehoben von der sanft gewellten, meist in reinem Weiss leuchtenden Linie des Petersgrates, wo die Welt fern und still zu enden scheint. Freilich wissen wir - und dieses Wissen hat sich längst auf die kleine Felskuppe aufgeprägt – das Tellhorn ist nicht endgültiges Ziel, sondern Ausgangspunkt für eine noch grössere, spannungsreichere Fahrt. Denn dort beginnt, von der Alp nicht sichtbar, ein ansteigender Grat mit gewaltigen Platten, der über immer wildere Türme zum Tennbachhorn führt. Als wir das Tellhorn zum erstenmal bestiegen, trieb es uns gleich weiter über diesen Grat. Alles war erregend neu; wir schreckten vor einer senkrechten Wand an einem der letzten Türme zurück, erreichten den Gipfel dennoch auf einem grossen Umweg, erst gegen Abend, müde, abgekämpft. Aber es war der klarste, mildeste Sommerabend, der noch immer über dem Berg schwebt, der seither leicht zugänglich, überschaubar, bekannt und gleichsam greifbar geworden ist.

Zwei Wegspuren führen von der Alp gegen das Tellhorn. Beide sind nicht leicht zu finden, wir haben sie auch erst im Laufe der Jahre entdeckt. Beim ersten Mal stiegen wir in einem Zug ohne Weg durch den steilen, lockern Wald hinauf. Jetzt wissen wir: auf dem Weg schonen wir unsere Kräfte besser. Welchen Weg wir wählen, hängt davon ab, was für ein Ziel wir vor Augen haben. An einem frühen, frischen Morgen denken wir vielleicht schon ans

Tennbachhorn, steigen, mit dem Seil ausgerüstet, auf dem steileren Weg durch dichtes Alpenrosengebüsch und im Frühjahr über glattes, graues, vom Schneewasser zum Teil noch durchtränktes Gras gerade hinauf. Wir setzen den Fuss auf dem abschüssigen Boden, ohne viel zu sprechen, mit ganzer Sohle auf. Wir wollen rasch hinaufkommen und fühlen schon die Platten des Grates unter den Füßen.

Wenn wir dagegen, vielleicht erst am Nachmittag, bei sich lichtenden Wolken, das Tellhorn ins Auge fassen, folgen wir der weniger steilen, besser ausgetretenen Wegspur in Kehren empor, gelangen in eine flache, noch immer waldige Mulde, wo der Purpurenzian gedeiht. Haben die Stauden ihre dunklen, am Abend fast düster erscheinenden Kelche schon so weit geöffnet, wie sie es vermögen? Aus der Mulde führt ein weicher Pfad durch dichtes Heidelbeer-
gesträuch weiter empor. Einzelne alte, eigenwillige Lärchengestalten ziehen hier den Blick auf sich. Ob wir sie wiedererkennen werden? Wenn wir viel Zeit haben, folgen wir einer letzten Kehre zu einer gestürzten Lärche. Wir haben sie an einem Sommertag entdeckt, der gewaltige Stamm war knapp über der Erde geborsten; das Innere war schon verwittert und sah aus wie gespaltene rötliche Gesteinsschichten. Aus der Rindenzone, die bis zuletzt lebendig geblieben war, ragten beim ersten Mal noch hellleuchtende Splitter und Flächen in die Luft. Der mächtige Stamm lag hangabwärts, er hatte zwei junge Lärchen nicht zermalmt; so strebten sie zwischen den wirren Ästen des liegenden Baumes frei ans Licht.

Von der gestürzten Lärche gelangen wir zwischen trockenen Felsplatten bald über den Wald hinaus, in dieselbe Rinne, zu der auch der steilere Weg hinaufführt. Von hier steigen wir - die Steilheit des Wegs lässt dabei nie nach - immer freier durch dunkles, im Frühjahr schwärzliches, im Herbst rotbraunes Gebüsch an zwei Felsstufen vorbei in eine höhere, grosse Mulde., wo wir oft auf der warmen Erde lagen und wo auch schon unerwartet eine Gensengruppe vorbeizog. Wir schöpfen Atem in der frischeren Luft für das nächste Stück: Geröll mit griffigen Granitblöcken führt an ein hohes Felsband, das nur an zwei Stellen über sehr steile Grashänge leicht durchstiegen werden kann. Dort suchen wir, um im Gespräch bleiben zu können, oft Stufen aus, benützen die kleinsten Unebenheiten, alles Wegartige ist willkommen, auch Felsblöcke bieten sich zum Anpacken, wenn der Steilhang nass ist. Dort mussten wir eines unserer Kinder auch schon an die Hand nehmen, wenn unsichere Schritte und halbes Ausgleiten den Abgrund fühlbar werden liessen. Aber gerade hier blühen auch im Hochsommer noch unermesslich reiche Blumen, alle auf diesem letzten Grashang versammelt, neben schwer zugänglichen Felsfluchten leuchtend. Jetzt bietet sich eine Fels- und Geröllterrasse zur Erholung an. Wir stehen auf der hohen Schulter, die von der Alp her sichtbar ist, es weht hier fast immer ein Wind, und wir sehen um den Gipfelaufbau herum gegen die weisse Fläche des Petersgrates hinauf, die jetzt höher gerückt ist und uns mächtig anzieht. Gerade so wie der Blick den Berg umgreift, so steigen wir hart am Abgrund über

Bänder und plattige Felsen zum Gipfel. Dort erscheint oft im Nebeldampf das zierlich gewundene, hell schimmernde Band des Tellibaches in der Tiefe, dort haben wir auch schon einen Steinbock in unvergesslicher Würde schreiten sehen. Wir atmen die Luft, die um die kraftvoll gebauten Felsen weht, wo das Gipfelkreuz ganz nahe gerückt ist. Noch wenige Schritte und Griffe, dann laden uns breitgelagerte Felsbänke zum Sitzen ein, an einem freien Platz, der gegen das verklingende Licht des Nachmittags gewendet ist. Hier führen wir vielleicht ein Gespräch zu Ende oder lassen es ins schweigende Nachdenken versinken. Hier blicken wir über das kleine und das grosse Tal. Das hohe, ferne Joch gegen den Aletschfirn, die Lötschenlücke, das Bietschhorn uns gegenüber und die auf kegelförmig zugeschnittenen Waldrücken aufgebaute Bergkette halten den Blick von der weiteren Ferne ab. Das Tal atmet und träumt in seinen lichten Wäldern und Weiden und fühlt seine Last unter dem müden Gewölk des Abends.

Aufbruch im Hochgebirge

Kurz nach Mitternacht haben wir die Berghütte verlassen. Über dem unbestimmten Grau des Gletschergrunds und dem blassen Firn liegt ein feiner Ton, und zugleich geht ein Flimmern über den von blinkenden Sternen belebten Nachthimmel. Es erscheint uns wie ein fernes Wetterleuchten, aber die leisen Lichtstösse sind zu häufig. Wir sind ohne wirkliche Bedenken, aber es ist, wie wenn die Sicherheit und Ruhe des Weltalls erschüttert wäre. So sind die ersten Schritte unsicher, der Weg muss ertastet und dem ungestalteten Dunkel abgewonnen werden. Über dem östlichen Horizont liegt ein schwaches Rot, und wie wir uns einige Zeit durch das wirre Geröll der Moräne durchgekämpft haben und wieder aufschauen können, hat sich das Flimmern verloren, und eine erste Ahnung des kommenden Tages haucht uns an. Was der Sternhimmel jetzt an Tiefe verliert, gewinnen die Felsen und der Gletscherabbruch vor uns an gestalthafter Klarheit. Auch der Gletscherbach hilft unserm unsichern Raumgefühl: Während wir über splittriges Eis dem Abbruch zustreben, ungewiss, ob die grauen Schatten begehbar sind, wird aus dem fernen, verschlafenen Rauschen ein deutlich von aussen her begegnendes, geschäftiges Plätschern. Und bald zeichnet sich ein Weg ab, auf dem wir den Klüften und den zerborstenen Schollen entinnen können. Der Bergkamm im Osten hebt sich nun klar von dem hellen, sprechenden Licht des anbrechenden Tages ab. Er lebt von der nie ermüdenden Bewegung seiner Horizontlinie und von dem strahlenden Glanz über ihm, während die Bergflanken noch im Schlaf zu verharren scheinen. Hoch über uns, auf der entgegengesetzten Seite, leuchten jetzt die obersten Firne in kaltem, unerlöstem Weiss. Eine grosse Erwartung liegt in der frischen Luft über den Eistürmen, durch die wir uns, sicherer geworden, noch immer einen Weg suchen. Und endlich, wie wir auf körnigem, knirschendem Firn über flachere Felder höher steigen, treffen die ersten Strahlen den höchsten Kamm. Das erste Sonnenlicht lässt uns aufatmen; jetzt können wir wieder ganz an die Realität der Gestalten glauben, von denen wir umgeben sind. Es wirkt

beruhigend, ja es müsste bald fast ernüchternd wirken, wenn nicht sogleich das Spiel der Schatten und der webenden Strahlen anhöbe. Wir haben den ersten Sattel erreicht, und nun wird eine Reihe von hintereinander liegenden Höhenzügen sichtbar: Sie erscheinen als übereinander schwebende Linien, die durch fein gewobene Morgenschleier getrennt sind. Zwischen ihnen quellen flockige, weissglänzende Wolken aus den erwachenden Tälern empor. Noch fehlt den sich reihenden Ketten jedes irdische Gewicht, jede Fülle der plastischen Gestalt. Nur die Umrisse sind da, umspielt vom lichten Morgendunst.

- Auf dem neuen, noch unbekannten Grat -

Wir müssen uns beeilen, mit dem Tag Schritt zu halten. Wir verlassen das freundliche, ansprechende Licht und verfolgen im Schatten des Gipfelkamms den zerrissenen Westgrat. Als wir ihn noch überblicken konnten, trat er noch kaum aus der schattigen Westflanke zwischen kalten, vereisten Felsschluchten heraus. Jetzt, da wir über Geröll gegen ihn ansteigen, enthüllt er sich nur stückweise. Auf ausgeprägten Türmen und Rippen müssen wir die Möglichkeiten des Überblicks rasch zu erfassen suchen. Nicht der Zufall darf entscheiden, ob man am rechten Ort die Flanke quert oder den Kamm wieder erreicht. Ein angespanntes Erasten des besten Aufstiegs nimmt uns ganz in Anspruch und hält uns wach. Nicht nur einmal stellen wir stolz und erleichtert fest, dass wir schwierige Platten unnötigerweise überklettert haben. Hoch oben sticht aus dem weisslich-grauen Gestein ein roter Turm heraus. Wie wird er zu begehen sein? Wir vergessen ihn wieder, vom nächsten Gratstück in Atem gehalten. Es ist eine Mischung von Spiel und schweigendem Ernst, ein Sinnbild für unser Tun, unsre Arbeit überhaupt, die uns in Atem hält und in der uns auch nur selten Ausblicke gegönnt sind, die uns neue Schätzungen erlauben und die Richtung zu weisen vermögen. Da taucht der rote Turm unvermittelt aus nächster Nähe auf, scheint vertraut und doch abweisend, erregt die Lust, ihn anzugreifen, aber auch den festen Vorsatz, die Brücken hinter uns nicht abzurechen, sondern einen sichern Rückzugsweg bewusst im Auge zu behalten. Jeder bewacht jetzt wieder des andern Schritt, Griffe und Tritte werden bedächtiger, aber unwiderruflich gefasst. Wir sind überrascht, wie viel leichter der Turm sich gibt, als wir erwartet. Und mitten in dem gesunden, körnigen roten Granit trifft uns sieghaft der erste Sonnenstrahl, dass wir geblendet sind und für einen Augenblick den sichern Stand nicht verlassen dürfen. Dann leitet ein schmaler, schwindlicher First zum Vorgipfel - wir sehen im Glanz des Lichts die gähnenden Abgründe kaum - und überraschend früh lädt uns die längst erwachte, freundlich helle Sonnenseite des höchsten Kammes, der den Gipfel trägt, zu einer langen Rast ein.

- Gipfelrast -

Nach der langen, anstrengenden Gratkletterei ist es die Gegensätzlichkeit der Empfindung, die sich unauslöschlich einprägt: zuerst ein fast übermütiges In-Besitz-Nehmen in der Behaglichkeit der besonnten Steine; dann aber tönt das dunkle Rauschen der Flüsse wieder ans Ohr, und der Ausblick fordert unsre

ganze Geistesgegenwart. Unser Berg steht mit seinem steilen Aufbau allein da und lässt den Blick unmittelbar frei in tiefe Tälerschluchten bis in die bewaldete Region. Doch was unten durch Hügel und Felsenkämme getrennt erscheinen muss, rückt für uns nahe zusammen, leicht überschaubar, freundlich erhellt und durch zarte Schatten geformt. Fast geheimnislos liegt das nächste Tal zu Füßen des Berges da. Wenige kurze Gletscherzungen entlassen das Wasser in gewundenen Bändern. Ihre Bewegung wird von Moränen begleitet und fortgesetzt. Unter bräunlich beschatteten Gräten setzt das erste zaghafte Grün an. Der tief eingeschnittene, bewaldete Teil des Tales führt das Auge an zahllosen Runsen vorbei ins Haupttal, das sich im vielfarbigem Dunst verliert. Ein Teil der stufenweisen Entwicklung des Lebens scheint verstehbar zu werden, nicht nur im rational durchschaubaren Sinne, sondern auch als Bild, als Klang der Farben, als Gefahr. Wir klammern uns an die Reste eines gewaltigen Gebirges, an zersplitterte Teile aufgeworfener Gesteinsschichten. Und es wird uns bewusst, dass nur durch die Zerstörung der ursprünglicheren Form das Leben möglich geworden ist. Ganz von selbst stellt sich der Gedanke ein, dass dieses Leben, ein Glücksfall, stets bedroht bleibt, dass aber seine Stärke gerade in seiner Verletzlichkeit liegt. Wie um seine Bedrohtheit sichtbar zu erfahren, setzt sich der Mensch der Stille dieser Bergwelt aus, um die Sprache der Natur, in der er lebt und über die er zu herrschen meint, erst eigentlich verstehen zu lernen. Der ragende Gipfel des Berges ist ihm ein Sinnbild für die gefährliche, aber auch Sicherheit gewährende Höhe seines eigenen Bewusstseins.

- Mittag auf der Höhe -

Kaum je erscheint der Mittag im Sommer als Mitte und Höhepunkt. Zwar ist das Licht allgegenwärtig, auch verborgene Winkel sind erhellt. Aber der hohe Sonnenstand bedrückt, vor allem im Frühsommer, und man empfindet die Stille als ein beklemmendes, lastendes Warten auf neue Bewegung. Vielleicht sind wir der Grösse und Helle des Mittags nicht gewachsen, wir sehnen uns nach dem Schattenspiel und dem lebendigen Wasser, dessen Rauschen jetzt dumpf herauftönt. Haben wir Geduld und Zeit, richten wir uns ein und stärken uns, so zeigt sich eine Möglichkeit, den sommerlichen Mittag in der Beschränkung auf das Einfache zu bestehen. Vielleicht lenkt und lockt auch der warme Dunst eines südlichen Tales die Gedanken in eine menschlich ansprechende Richtung, oder die Form eines Berges lässt sich mit dem Blick und im Gespräch gleichsam ertasten, jetzt, da sie allzu unbeweglich in sich selber zu ruhen scheint. Doch unvermerkt verwandelt sich der Mittag und gerät mit seinen quellenden Wolken und wandernden Schatten in Bewegung. Die Luft beginnt gleichsam wieder zu atmen, die Formen prägen sich schärfer aus, das Raumgefühl wird durch ziehende und schwebende Wolken belebt.

- Abstieg und Rückkehr: Lichtphasen am Abend -

Über der gleissenden, breit gedehnten Gletscherfläche lagern mächtige, sich nur unmerklich verwandelnde Wolkengebirge in abgedämpften Schattierungen vom gelblichen Weiss über ernstes Grau bis zum warmen Braunrot. Sie müssten

erdrückend wirken, wenn ihr beweglicher Schwebezustand nicht schon in den spielenden Umrissen zur Erscheinung käme. So sicher und unangreifbar sie sich von den dunkelglühenden Brauntönen des Felsenkammes abheben, so scheinen sie doch jedem harten Zusammenstoss mit dem unverrückbaren Bau der Berge aus dem Wege zu gehen.

Der Gedanke an das Ende des Tages erwacht schon früh beim Niedersteigen. Eine einzige Bergtour bietet eine solche Fülle von Bildern, dass man schwer begreift, dass noch so viele Stunden bleiben bis zum letzten Nachglanz. Die Farben der Erde treten nun wieder stärker in Erscheinung als in kalter, klarer Luft; das fällt uns schon in den Felsschliffen am Rande des Gletschers in die Augen: Helle Ockertöne, dunkles, kräftiges Rostrot beleben die Trümmer. Und auf bläulichen, glattgeschliffenen Platten bietet sich dem Blick beim nähern Zusehen ein wundersam feines Geäder dar. Ungeheure Kräfte müssen dieses Spiel der Linien hervorgebracht haben. Auch ohne genaue wissenschaftliche Kenntnis fühlen wir uns eingeweiht. Denn sehen und im Sehen zur Erscheinung kommen lassen, ist schon Aufgabe genug.

Schnell eilen wir über steiles Geröll hinab. Wir lassen uns fallen und gleiten, die Tiefe zieht uns an, die Grösse des Talraums dämpft unseren Übermut. Was am Morgen vom Gipfel herab leicht überblickbar, freundlich erhellet und fast geheimnislos flach erschienen war, teilt sich jetzt wieder in Vorder- und Hintergrund, verbirgt sich hinter verschiedenen Horizonten und tritt vor dem hellen Abendhimmel nacheinander und einzeln vor uns hin. Die Verschwiegenheit eines Waldgrundes, die Unbetretbarkeit einer Schlucht wird jetzt wieder fühlbar, aber auch die Zuversicht, die ein schmaler, klug angelegter Weg erweckt. Zwischen verwachsenen Tannen liegt mit einem Mal ein See vor uns, ein offener Spiegel, reglos, verwirrend in seiner Klarheit. Er verwandelt sich je nach unserm Schritt, und die Helle des Abendhimmels blickt uns aus neuer Tiefe an. Auch die schwarzen Bäume und die Rasenbänder sind darin, zu einem Bild zusammengefasst, mit kräftigen Konturen, aber verwischten Einzelzügen. Er spiegelt den Abend in einem festen Rahmen, aber stets so, wie wir uns zu ihm stellen. Er hält viele Möglichkeiten bereit und gibt uns Antwort auf unser Schauen, ein stummer, unauffälliger Vermittler, ein Freund, in dessen Auge die Welt zum Bild wird, vereinfacht und in einen schützenden Rahmen gefasst.

Die Schatten greifen schon weit die Hänge hinauf. Aber das Gestein atmet noch Wärme aus und lockt zum Bleiben. Die Bäche rauschen jetzt vernehmlicher und lebendiger als in den hohen Mittagsstunden, sie spiegeln das abendliche Leuchten über dem westlichen Horizont, sie regen sich, wie wenn sie Antwort zu geben hätten auf fernen Anruf. Das verklingende Licht strahlt aber nicht nur über dem Horizont, es verwebt und verfängt sich auch ganz nahe in den gewellten Weideflächen und den locker verteilten Büschen, es glüht noch im Schatten der Blöcke und Bachrinnen. Doch wie wir aus dem nächsten Wald heraustreten, ist das Tal erloschen. Von der Alphütte, in der wir die Nacht verbringen wollen, verfolgen wir das letzte, geisterhafte Schauspiel, das den

Tag beschliesst: Kurz nach dem Sonnenuntergang erscheinen die Firne noch einmal heller als vorher und heben sich ab von einem dichten, in seiner Satttheit und Intensität ganz undurchdringlichen, drohenden Blau. Doch nicht lange hält die Spannung dieses Gegensatzes an: die ersten Sterne dringen durch jene undurchdringliche Bläue, und die Berge schauen mit einem Mal kalt und abweisend herab. Aber auch dieser Eindruck verliert sich, wenn die Nacht einbricht und die Gestalten der Erde endgültig zurücktreten lässt.

Rettende Angst?

Unter wilden Abstürzen des Jungfraugebirges führt ein steiler Pfad hinauf zur Rottalhütte. Sie steht über zerrissenem Eis auf braunem Schutt, wo kaum noch der Gletscherhahnenfuss gedeiht. Zwei Junge hatten uns überholt auf dem Weg, der eine etwa 20, mit schwerblütigem Ausdruck, aber frischem und klarem Gesicht, der andere etwas älter, nervöser und schon mehr verbraucht. Wir hatten sie zuerst kaum beachtet, wie sie uns zügig voranschritten. Doch im engen Hüttenraum kamen wir mit ihnen sogleich in nähern Kontakt. Die Atmosphäre war im ganzen nicht herzlich, nicht frei. Einer gibt in einer solchen, zufällig gebildeten Gruppe meist den Ton an, und diesmal war es ein undurchsichtiger Typ, der seine Überlegenheit mit einer gewissen verhaltenen Brutalität auszuspielen gewohnt schien. Ich ging daher noch zum Grat hinauf, um den besten Einstieg zu erkunden, und als ich zurückkam, sagte der Jüngere unsrer beiden Bekannten, er würde sich uns gerne anschliessen; es geschah freilich nicht ohne ein Zeichen der Missbilligung im Gesicht seines Kameraden.

Noch tief in der Nacht tasteten wir uns zum Grat hinauf, über Wegspuren, Schrofen, Platten bis unter das erste Seil. Wir waren die Letzten, unsre Jungen waren dem Tonangeber des Vorabends gefolgt, und ihre Lichter bewegten sich suchend über uns. Eben war der Tag angebrochen mit grossem, ahnendem Licht, da sahen wir alle vier über uns, sie hatten den besten Aufstieg in den Sattel vor dem ersten Seil verpasst und kämpften in einer steilen Schneerinne mit dem Eis. Schnell und leicht holten wir sie über grosse Platten ein, sie folgten von da an unsrer Spur. Der Fels war fast überall trocken, die Kletterei spielerisch leicht, die festen Seile meist überflüssig. Auf dem obersten Gratstück, gerade als sich der jenseitige Abgrund vor uns auftat, liessen sich die beiden von uns nachsichern. Damit war das Eis auch bei dem Ältern gebrochen; miteinander blickten wir nun in das wie neu modellierte Voralpenland, zu der in erstes Sonnenlicht getauchten Kuppe des Silberhorns und zur Ebnefluh hinüber, über der die Walliser, schon ahnungsvoll erleuchtet, weiss und frisch wie an klaren Herbsttagen sichtbar wurden. Doch noch schwang sich ein Felskamm über dem Hochfirn auf, eine gute Stunde Arbeit in dünner Luft, zuletzt waren wir dennoch überraschend schnell am Ziel. Da herrschte ein Kommen und Gehen, helle und frohe Gesichter trotz deutlicher Zeichen der Erschöpfung. Wir wurden achtungsvoll begrüsst, da wir den längern, schwierigeren Weg hinter uns hatten. Nun sahen wir auch den Gletscherstrom vor uns, mächtig gedehnt und

doch leicht überschaubar, von Schatten und schönem, in der Richtung der Strömung verlaufendem Linienspiel belebt. Dann auch die vom Finsteraarhorn und den Grünhörnern sich herabziehenden, im Schatten kräftig ausgeprägten Fels- und Firnbänder, auf der andern Seite die Löwengestalt des Aletschhorns mit blitzendem Eispanzer und weit ausgreifenden, sich schwingenden Gräten.

Wir haben uns eben niedergelassen, da erscheinen auch unsre jungen Freunde; etwas erschöpft stapfen sie die letzten, schon erweichten Stufen herauf. Und bald sprechen wir vom Abstieg. Der Jüngere schaut mit grossem Respekt zum Rottalsattel hinab, wir fühlen uns schon deshalb fast verpflichtet, die Sache als leicht zu bezeichnen. Unser Blick gleitet noch einmal über den unermesslich weiten Horizont - schon hat sich ein leichter Dunst auf die Berge gelegt - und sogleich ist der Entschluss gefasst: etwas rechts den Felsen entlang, dann im Schnee den Aufstiegsspuren folgend abwärts. Der Schnee ist schon sehr weich, der Hang steil, so halten wir uns länger als unsrer Absicht entspricht an die Felsen und verlieren den Kontakt mit der Hauptspur, die nach links zum Schneekamm hinabführt. Doch der Hang wird noch steiler, weiter unten scheint er jäh in einen Abgrund zu führen. Also doch links hinüber zur Hauptspur? Denn der Felskamm selbst scheint mit Steigeisen kaum begehbar zu sein. Ein Gefühl der Unsicherheit befällt mich. Und der Junge mit dem frischen Gesicht hat Angst, schrecklich Angst. Stufe für Stufe klammert er sich an den Schnee; dem noch kaum vom Bewusstsein erhellten Blick sieht man nichts an, aber die Knie zittern ihm. Zudem wird er von seinem Kameraden, dem die Sache peinlich wird, gescholten. Unterdessen unternehme ich noch einen letzten Versuch, nach links zu queren, und zwar gegen den Willen meines Seilgefährten - auch wir geraten in heftigen Wortwechsel - doch ich fühle unter dem weichen Schnee das Eis: was wird geschehen, wenn die ganze Schneeschicht ins Rutschen gerät? So kehre ich nach wenigen Schritten zum Felskamm zurück. Wie ich festes Gestein in den Händen habe, fühle ich mich wieder sicher und frei, und wir freuen uns sogar über die tüchtige Kletterpartie mit knirschenden Steigeisen. Jetzt zeige ich auch dem Jungen den Weg, führe seinen Fuss, bis wir leichteres Gelände erreicht haben. Noch eine Querung zum Sattel, aber der Hang ist da unten wieder flacher, und die Steigeisen greifen in soliden Firn. Vom Joch steigen wir sogleich ab, die Angst ist ganz von uns gewichen, auch der Junge wieder sicher geworden, er leitet ein Abseilmanöver über dem Bergschrund überlegt und ruhig ein. Auf dem Jungfrauojoch nehmen wir bei einer Tasse Tee Abschied. Unsere Gefährten müssen am gleichen Abend das Tal erreichen, wir haben vor, über Mönch und Eiger wieder ins Lauterbrunnental abzustiegen.

Erst einige Tage später erfahren wir, dass am Tage nach unsrer Besteigung fünf Menschen auf dem Abstieg zum Rottalsattel zu Tode gestürzt sind. Sie werden von einem Schneerutsch überrascht worden oder im weichen Schnee ausgeglitten sein, niemand hat es beobachtet. Es muss auf jenem Hang geschehen sein, wo unser junger Freund von lähmender Angst gepackt worden ist. Hat er uns

vor einem Unglück bewahrt? Weil sein kindliches, unverbrauchtes Wesen noch den echten und notwendigen Ängsten ausgesetzt ist und er das natürliche, vom Bewusstsein nicht beirrte Gefühl für die Gefahr in sich bewahrt hat? Wir ziehen eine Lehre aus dieser Situation, die uns nachträglich erschauern lässt, und werden den Jungen mit seiner so notwendigen Angst nicht vergessen.

Wetterhorn

In Meiringen war das Postauto schon fort, als wir, der junge Heinz (Name verändert) und ich, mit Verspätung angefahren kamen. Es war der klarste Frühsommertag. Warum also warten, bis das nächste Auto fuhr? Wir machten uns zu Fuss auf den Weg nach Rosenlauri; wir vergassen, dass die zweitausend Meter höher gelegene Dossenhütte unser Ziel war. Ein verwachsener, kaum mehr betretener Weg führte uns durch ansteigenden Wald und hell überglänzte Wiesen hinauf. Weisse Spireen säumten die Spur, die wir verfolgten. Heinz kannte viel mehr solche Gewächse als ich, er belehrte mich mit ernstem Gesicht, ich sollte gleich alles behalten. Wir kamen zum Reichenbachfall, der in einer tiefen Felsschlucht das Wasser in breiten, dichten Schwaden und Fächern versprühen lässt. Heinz staunte, wie nur er staunen kann. Weiter oben, als der Weg in die Strasse mündete, winkte er - ein Vorrecht der Jugend - kurzerhand einem langsam und sorgfältig daherkommenden Automobilisten. Wir wurden freundlich eingeladen, mitzufahren. Ich hätte dies nicht zustande gebracht. War ich nicht mehr jung genug oder zu stolz dazu? In der Schlucht des Rosenlauribaches - oder weiter oben in dem von Lawinen zerrissenen Wald, als die Hitze zu drücken begann, zog Heinz ein Büchlein hervor. Und er erklärte mir, aus welchen Stauden der gelbe und aus welchen der blaue Eisenhut wachsen werde. Ich machte mit und suchte mir die Eisenhutblüte zu vergegenwärtigen, die mir bekannt war. Ob ich aber die Blätter wiedererkennen würde? An der Waldgrenze, am Fuss gewaltiger Steilwände, ruhten wir auf der schönsten Frühjahrsweise aus, sie war übersät mit Vergissmeinnicht. Und Heinz bot mir von seinen herrlichen gedörrten Äpfeln an: es war die einzige Speise, die ich anderntags auf dem Gipfel des Wetterhorns vertrug. Dann schritt er rasch voran über Felsschliffe und die Moräne zu einem stiebenden Bach, ich sehe noch die schlanke Gestalt vor dem sprühenden Wasser und dem Gletschersturz darüber, wo sich das Eis um einen senkrechten Pfeiler herumdrängt. Zum Glück hüllten uns bald kühlende Wolken ein, denn die Glut des Nachmittags war betäubend geworden.

Ganz oben auf dem Felskamm fanden wir die Hütte von jungen, übermütigen Leuten belebt; doch dem finstren Hüttenwart gefiel das lange Haar von Heinz nicht und noch weniger, dass er sich bald barfuss um die Hütte herumtrieb. Aber der helle Abend lockte uns noch hinauf zum Grat. Über fein geschliffenen, bläulichen und rötlichen Marmor strebten wir ohne Seil empor. Vor einem steilen Aufschwung hielten wir inne. Warum nicht hinauf, fragte Heinz, es klang wie eine Herausforderung. Ich sagte lakonisch: So ohne Seil geht das

nicht. So wichen wir in die Flanke aus und fanden ein Drahtseil. Im gleichen Moment wurde ich mir bewusst, dass es Zeit sei, wieder abzusteigen. Im Führer las ich dann: „Turm von vier Metern, sehr schwierig direkt zu überklettern“. Aber so war Heinz auch am andern Tag: er begriff nicht, warum man ein Seil braucht, bis er in einer Steilrinne ausglitt und gleich in rasche Fahrt kam. Ich hielt aus gutem Stand, und er sagte leise, als er wieder auf den Beinen stand: „Halten Sie gut“. Denn jetzt hatte er das Fürchten gelernt.

Die Nacht war dumpf und schmerzhaft; wie oft zahlt man doch diesen Tribut! Wir waren froh, als wir uns nach schlaflosen Stunden regen mussten, noch mitten in der Nacht. Auch Heinz war sofort wach und bereit. Das Morgenessen belebte uns, wenn wir auch noch wenig Worte fanden in der gespannten Erwartung des unbekannten Weges und der unsichern Verhältnisse.

Als wir draussen Fuss fassten, schien die Nacht wolkig, aber einige Sterne blinkten durch den nebligen Dunst. Während wir mit der Taschenlampe tastende Lichtkegel in den Nebel schnitten und im Schnee höher stiegen, öffneten sich die Räume über uns. Ungreifbar hoch über den feuchten Schwaden standen jetzt unverrückbar die Sterne, und wir glaubten die rauchig verhüllten Engelhörner schon unter uns zu haben. In hellem, kaltem Licht betraten wir das Gestein des Dossensattels und stiegen sorgfältig in steilen, weichen Stufen in die Gletschermulde hinab, wo die andern schon rasteten. „Das erste Rot auf dem Wetterhorn“, rief Heinz, oder es rief aus ihm heraus. Und er sagte, welcher Berg der schönste sei und welchen er ausser dem Wetterhorn gleich auch noch besteigen möchte. Die Gletscherfläche erschien wie eine feine Haut, so zart war die Struktur der Oberfläche, ein Werk des Windes und des Schmelzprozesses. Über uns strahlten bald silbern leuchtende Eisbrüche herab. Im Osten schwebten feingezackte, wie gewobene Linien übereinander, sie waren vom lichterfüllten Morgendunst scharf abgehoben und erst von wenigen Wölkchen belebt.

Auf dem Wettersattel hatte sich von zwei Seiten her eine ganze Bergsteiger-gesellschaft eingefunden. Bald ergab sich eine Gelegenheit, sich nach dem Abstieg zur Glectsteinhütte zu erkundigen. Erst als wir Bescheid wussten, sahen wir in das neue, wilde Gletschertal hinab: das Schreckhorn mit den breiten Gletscherterrassen sandte einen tief eingesenkten Strom zu Tal, an dem senkrechten Pfeiler des Mettenbergs vorbei, der einen mächtigen Schatten in die Wiesen von Grindelwald schnitt. Davon abgehoben erschien das satte, samtene, lichterfüllte Grün der Wälder in der unermesslichen Tiefe wie neu geschaffen, vom Menschen noch unberührt.

Den Aufstieg zum Gipfel teilten wir mit andern, es war eine steile Treppe bis unter die Wächte, die letzten Meter fast senkrecht. Eine gute Stunde blieben wir sitzen, doch ich merkte bald, dass Heinz gern wieder abstieg. War es nur die leichte Kälte, oder ahnte er, dass es eigentlich zu viel ist, was es zu sehen gibt? Die Scheidegg und das von Schneeflecken belebte Gebiet des Schwarzorns und Faulhorns schien nahe unter uns ausgebreitet, und wachsende Wolken

begannen Schatten darüber zu werfen. Da sagte Heinz, dass er nach Kühen suche! Fühlte er sich zu ausgesetzt und zu hoch über der belebten Natur? Er musste sich gedulden, bis ich die mir vertrauten Berggestalten von einer neuen Seite her in meine Erinnerungsbilder eingereiht hatte. Doch bald fragte auch er wieder nach den Namen der grossen Nachbarn, es war doch seine erste Tour im Hochgebirge.

Der Abstieg führte über den steilen Schneeang zurück und dann eine scharfe, ausgesetzte Rippe hinab. Wir begannen jetzt die schlaflose Nacht zu spüren. So kletterte Heinz langsam, umsichtig, tastend, aber mit einer natürlichen Anmut voraus, während ich das Seil noch hielt. Ich selber musste alle Kraft zusammennehmen, um das Gleichgewicht zu behalten. Später kamen wir zu früh ins Couloir. Auf kleintrittigem, brüchigem Kalk folgten wir einer falschen Spur. Heinz meinte, man könne doch gleich hinabeilen, und war fast ärgerlich, als ich die Steigeisen noch einmal anzog. Unmittelbar darauf fiel er ins Seil. Nun folgte noch eine Traverse in das von Hitze glühende Firnbecken. Wir brachen in schweren, nassen Schnee ein, und Heinz sagte plötzlich, er wolle so bald wie möglich nach Hause fahren. Er ärgerte sich über sich selbst, weil ihm die Hitze und der Schnee zuwider waren. Doch bald glitten wir auf dem fester gewordenen Schnee leicht und spielend fast bis zur Hütte hinab. Auf dem heissen, dünnen Gras, von dem der Schnee eben erst gewichen war, brachten uns die ersten Blumen zum Stehen: Primeln, Anemonen, Enziane, alle sah Heinz zum ersten Mal. Er war wie verwandelt, ein Blumenkind, und dachte an kein Nachher. Barfuss schritt er über das Gras, hingebend über die Blumen gebeugt. Nun begann der Nachmittag seine plastische Kraft und seinen Glanz zu steigern. Wir sassen über gewaltigen Abgründen, uns gegenüber standen schwarze, von Wasser überronnene Wände mit krönenden Eisrändern, in der Tiefe drängten und schoben sich graubraune Schollen des Gletschers zu Tal. Und die fast betäubende Verbindung von Frühling und Sommerglanz, der noch alles verspricht, verdichtete sich in einem Bild: mitten im verwirrenden Blau der Enziane schoss aus dem vom Schnee glattgedrückten Gras eine grosse, kräftige Quelle hervor, und darüber beugte sich jetzt die in Licht gebadete, schöne Gestalt des jungen Heinz, dem eine neue, wunderbare Welt erschlossen war.

Wächtengrat an der Blümlisalp

Nebel und Herbstgeruch empfingen uns in Kandersteg, späte Enziane schon beim Oeschinensee, der durch den trockenen Arvenwald grau-blau heraufblickt. Der Nebel über uns lichtete sich, und unfassbar hoch und fern erschien über den Kaskaden der Gletscher im letzten Nachglanz eine weisse Berggestalt, die weisse Frau, unser erstes, vielleicht auch endgültiges Ziel. Gleich war die Erscheinung wieder verhüllt, aber eine Ahnung des Mondlichts sickerte durch die Schwaden, und die Kalkfelsen unter dem Hochtürli waren zu hell für eine mondlose Nacht. Die Hütte war wie immer zu voll, von dumpfer Atmosphäre erfüllt; ein paar freundliche Worte sind zwar immer möglich, doch wir

verschwanden gleich, ohne Schlaf oder Gedanken zu finden. Lange vor Tagesanbruch traten wir in die Vollmondstille hinaus: weit und wach, aber seltsam fremd erscheint der Silberglanz, das Licht auf dem Geäder heller Felsenbänder mit den tiefen, sprechenden Schatten, aus denen wache Augen zu blicken scheinen. Tastend schritten wir auf dem festen Schnee den Gletscher hinauf. Noch lange erfüllte das Licht des sinkenden Mondes das Gletschertal und hob die Felsen viel zu lebendig und weich, oder verwirrend hell heraus. Dann aber erwachte mit grösserer Ahnungskraft härter und kälter das Tageslicht, und während des Aufstiegs über den steilen Schneerücken der weissen Frau lösten sich die beiden Mächte ab: das Mondlicht im rechten Hang verfärbte sich unter der unaufhaltsamen, sieghaften Strahlkraft des anbrechenden Tags zu einem matten, gelblichen Schimmer. Als blasse Scheibe stand der Mond noch immer über dem höchsten Schneekamm, als der erste Sonnenstrahl die Wächten traf.

Früh standen wir auf dem Gipfel der weissen Frau, geblendet von wunderbaren Lichtgestalten: der Schnee frisch und funkelnd, gewaltig überhängende Wächten mit glitzerndem Eis, von der aufgehenden Sonne direkt bestrahlt, eine leuchtende gezackte Linie vom Morgenhorn her hinüber zum Blümlisalphorn und weiter im Westen vom Doldenhorn und Balmhorn in luftiger Klarheit und unverminderter Schärfe wiederholt. Auf der Schattenseite führten gespannte, hart zugeschliffene Schneekammlinien in die Eiswand hinab, alle noch unbetreten und frisch vom Wind geformt. Drüben aber aus dem Petersgrat schimmerten die fein gerillten, im Sonnenlicht vibrierenden Gletscherflächen, und in der Ferne wandte uns über dem durchsichtigen Taldunst das Weisshorn die hell erleuchtete Eisflanke zu. Mit dem Fotoapparat suchten wir einzelne Bilder einzufangen, es gelang auch erstaunlich gut, wie sich nachher zeigte, aber man betrügt sich doch auch damit. Solche Bilder helfen der Erinnerung nach, man klammert sich später vielleicht an sie, aber sie fixieren auch, engen ein, was in der Vergegenwärtigung frei spielen sollte, sie vermindern die Spannung des Nicht-mehr-Habens und nähren die Illusion, man könne über das Gesehene verfügen.

Der Weg über den unberührten Wächtengrat verlangte nun unsre ganze Aufmerksamkeit. Viele Stunden lang setzten wir die Tritte in den tiefen Neuschnee, der Steilheit des Hanges wegen mit den Knien nachstossend und meist dem Berg zugekehrt. Die neugebildeten, noch wenig verfestigten Wächtenränder hingen so ins Leere über, dass wir oft tief unter der Kante queren mussten. Hie und da schaute ich, während ich meinen Freund nachsicherte und das Seil durch die Hand glitt, hinab in die friedliche Gletschermulde und auf die besonnten, bräunlichen Felsen und Schutthalden, wo wir hergekommen waren. Sie schienen alle überblickbar, nahe zusammengedrängt, das Tageslicht atmend, bis in alle Winkel in Licht getaucht. Sie waren leuchtend-farbig, nichts Farblos-Dumpfes, Grauschwarzes war übrig geblieben. Doch während ich mich dem Schauen hingab, neigte sich plötzlich lautlos ein hausgrosses Stück der Wächte unter mir

und stürzte zerstiebend und mit leise-dumpfem Geräusch die Felswand hinab. Instinktiv zog ich das sichernde Seil fester an, aber wir hatten unsre Spur so tief angelegt, dass sie vom Wächtenanriss nicht berührt worden war.

Unterdessen bildeten sich aus dem webenden Dunst des Lötschentals, ohne dass wir recht darauf achten konnten, sich emporballende Wolken, hinter denen die Domgruppe und das Weisshorn, dann auch das Bietschhorn wie zarte und leichte Erscheinungen verschwanden. Und am Mittag lasteten die Wolkengebirge schwer und träumend auf dem gleissenden Schnee und schoben sich von Kamm zu Kamm, so dass die freundliche Leichtigkeit des Morgens weit entrückt schien. Die Anspannung während vieler Stunden liess uns über den kühn sich aufschwingenden Grat und zwischen plattigen Felsen bedächtig hinabschreiten. Noch stärker lasteten die Stunden harter Arbeit auf uns, als wir uns in der Gletschermulde ganz entspannen konnten. Doch waren die Berge beim Abstieg wieder mehr vom Licht- und Schattenspiel belebt, der Wechsel von Verhüllen und Enthüllen, von Entrücktheit und freundlicher Nähe erfrischte uns. Auch unbedeutende Felskämme ragten bald wieder unüberblickbar hoch in den Wolkendunst, und näher bei uns traten Flühe und Felsbänder grau und gelb im Nebeldampf in plastischer Wucht hervor. Vom Erlebnis der freien, spielerischen Übersicht und des Ausblicks in unabsehbare Weite waren wir zurückgeführt in die Nähe der Weiden, und das Tal bewahrte seine Heimlichkeiten und seine verborgenen Gründe wieder für sich.

Winterlicht

Wenn man dasselbe Tal, dieselben Berge im Sommer durchstreift hat und sie im Winter bei klarem Wetter wieder betritt, so findet man sich oft kaum mehr zurecht. Der Begriff dafür, was unverrückbare Gestalt und was gleichbleibende Wirklichkeit ist, muss neu überdacht werden. Denn der Schnee verhüllt nicht nur, er verwandelt das Gelände völlig, so dass wir neu oder erst richtig zu sehen gezwungen sind. In grössern Umrissen stimmt alles, aber wir stellen dies bloss äusserlich fest. Die markanten Berggipfel erscheinen uns bekannt, sie sind noch am ehesten dieselben geblieben; aber ihre plastische Wucht ist gemildert, sie leuchten mehr, als dass sie ragen. Tannen und Lärchen stehen am bekannten Ort, aber sie scheinen von der Stille und Helle gebannt; besonders die Lärchen schimmern hell rötlich, trunken vom Licht. Und weiter oben: Welle an Welle in blendendem Weiss, fast immer dieselbe freundlich leuchtende, verschwiegene, seltsam verschlossene Welt von sanften, gerundeten Formen, der Flächen, organischen Schwellungen, der hängenden, nie ganz körperlich erscheinenden Wächten. Sie lebt vom Strahlen und Weben des Lichts, in Grautönen von vollkommener Reinheit, ohne den Geruch der Erde. Wenn wir plastische Vergleiche suchen, denken wir an schöne Tierformen und noch mehr an Gewänder mit weichen Falten und silbernem Glanz, frisch und unberührt wie am ersten Tag. Der Mittag auf grosser Höhe ist bei wolkenlosem Himmel oft noch schwerer zu ertragen als im Sommer. Wir fühlten uns manchmal wie

gelähmt von dem unendlichen Weiss der reglosen, schattenlosen Berge mit ihrer starren Flächenhaftigkeit. Wenn aber die bläulichen Schatten spielen und die Strahlen am frühen Nachmittag schon seitlich einfallen, tritt die Klarheit der Linien und der windgepressten Schneeformen wieder deutlicher hervor. Besonders gegen Westen ist dann oft ein verschwenderischer Glanz ausgebreitet, und die Landschaft erscheint noch mehr als vorher rein innerlich, dass wir uns ihr nie ganz sicher anvertrauen können, zumal da wir uns in ihr nur gleitend und schwebend bewegen. Vor dem Sonnenuntergang wird dann freilich das Licht so hell und gleichsam sprechend, die Berge scheinen der Sonne in der fühlbaren Stille Antwort zu geben, und das Spiel der Formen auf Hochflächen und in den Schattenhängen wird noch einmal so frisch und hellfroh, dass der Abschied bewusst vollzogen sein muss. Wir kehren zurück zur Alp, wo das Licht schon lange erloschen ist und die wunderbaren Bilder weit entrückt sind, wo sie aber im bald erwärmten Innenraum unserer Hütte aufgehoben sind.

Enziane

Die Nachmittagssonne hat die Felskämme und Eisabstürze hart und kühn geformt. Gleissende Eiswände strahlen uns an, und die schwarzbraunen Felsmassen scheinen manchmal in Bewegung zu geraten. Risse, Spalten, Zacken treten kraftvoll hervor. Aufgeworfene Schollen, wie erstarrte Wasserfälle geformte Eisbrüche drohen herab. Doch die Spur führt sicher und gewandt durch den Tumult der Eisgestalten zum Gletscherboden hinab und über Moränengewirr zum ersten Grün. Noch sind die Augen geblendet von den Fluten des Lichts, wir schicken uns an, einen reinglänzenden Bach zu überschreiten, dessen Wasser flüssiger und frischer erscheint, als wir es sonst empfinden. Aber sein Glanz wird übertroffen von dem unbeschreiblich starken und reinen Blau der Frühlingsenziane, die sich an seinem Ufer mit zarten, gespannten Sternen dem Himmel öffnen. Es sind die ersten lebenden Geschöpfe, die auf Trümmern der Felswände, vom Schmelzwasser genährt, uns anzusprechen und Antwort auf das Strahlen des Lichts zu geben scheinen.

Pelzanemone

An einem ernsten, von lockeren, rauchigen Wolken gedämpften Abend sind wir durch den Wald und über feuchte Weiden aufgestiegen. Durch viele Schleier ist noch das scheidende Licht spürbar, und ein lautloser Schimmer gleitet über die Fläche des Sees unter uns. Vielleicht sind Gamsen zum letzten Kraut heruntergestiegen? Doch wir wissen, dass wir viel Geduld und Erfahrung einsetzen müssen, um sie vor Augen zu bekommen. Es regt sich nichts, aber hinter einem schützenden Felsen blüht noch eine halbgeöffnete Pelzanemone, die letzte und einzige im Umkreis. In ihr lebt gesammelt und gesteigert das Wesen dieses Abends für uns noch einmal auf. An einem verborgenen Ort steht sie, aber doch so, dass sich die Abendhelle in den feinen Härchen der bleichen

Blütenblätter verfängt und die verhaltenen Grau- und Lilatöne aufleuchten lässt. Sie gibt dem rauhen, felsigen Gelände Sprache in verschwiegener Treue.

Ebnefluh-Lötschentäl

In der Morgendämmerung haben wir die Lötschenhütte verlassen und steigen in dichtem Nebeltreiben gegen die ersten Spalten an. Der Durchgang ergibt sich nicht von selbst wie andere Male, wir sind ein wenig verwirrt, denn so zerrissen haben wir den Gletscher noch nie angetroffen. Hart hinter einer kaum sichtbaren Kante tasten wir uns hinauf und finden ohne Verdienst den einzig möglichen Ausgang zur sanften Ebene am Fusse des langgezogenen, aus eigenartigen Gestalten gebildeten Anengrates. Die Wolken lichten sich, und wie neu erschaffen taucht der Wächtenkranz und die Stirn des Mittagshorns aus dem Nebeldampf auf, mit feuchtglänzenden Rändern, wie zu noch differenzierterer Gestaltung bereit. Doch auf dem Sattel der Ebnefluh packt uns der Südwind, wir sehen erst jetzt, wie die Wolkenmassen über die Kämme des Lötschentals quellen und wie der Wind an der Gipfelwolke des Aletschhorns zerzt. Der Schnee ist hartgeblasen, brettig zugeschliffen, und die Gipfelkuppe der Ebnefluh besteht aus grünem, glashartem Eis.

Aber dieses Eis lockt uns, fordert uns heraus. Mehr als eine Stunde haue ich grosse Stufen heraus bis zur Erschöpfung, mein Freund unter mir muss sich regen und bewegen, um keine Erfrierungen zu bekommen. Auch meine Zehen fühlen sich zeitweise wie Holz an. Oben auf dem flachen Eis halten wir es nicht lange aus in dem zerrenden Südwind, die Umrisse der Berge erscheinen hart und teilweise grau verhüllt, von Süden wogen immer neue Wolkengebirge heran. Warum haben wir die Anstrengung auf uns genommen? War es die Hoffnung, dass der Wind nachlassen werde, die Hoffnung auf Besserung der Verhältnisse, die man bis zuletzt nie aufgibt? Oder war es einfach der Kampf gegen das Starre, Spröde bis zur Erschöpfung, der uns in Atem hielt? Beides wirkt aus der Distanz gesehen wie ein nach aussen wirksam gewordener, vom äusseren Widerstand bloss herausgeforderter rein innerer Vorgang.

Doch nach diesem Kampf wird uns nachher wie mit einem Lächeln, wie aus offener Hand geschenkt, worum wir eigentlich gekämpft haben. Der Wind legt sich, der Himmel wird tiefklar wie im Herbst, das Licht hell und wach, voll warmen Glanzes und ahnender Leuchtkraft. Tausend Schneekristalle funkeln während der Fahrt wechselweise aufblitzend aus der weitgedehnten Schneeoberfläche. Bilder, die nicht lange dauern können, vor denen trotzdem die Zeit stillzustehen scheint. Das Aletschhorn wunderbar fein verhüllt, und wieder enthüllt, mit Licht und Schatten spielend, vor der in Schatten getauchten Wand des Sattelhorns ein Lichtschein aus zarten Schleiern gewoben, im Osten die Finsteraarhorngruppe in rötlich gehauchtem Licht, durchsichtig, schwerelos, ohne plastische Prägung; der Gletscherbruch des Ewigschneefelds vibrierend, heller das Licht reflektierend, in der Nähe einige zugeschliffene Spaltenränder, bananenförmig, silberhell, wie sprechend aus dem warmen, recht dunkel

getönten Grau der unberührten Gletscherfläche hervortretend. Dann das Tal, die Sonne unmittelbar über dem Talausschnitt, der Himmel, aus dem die Sonne strahlt, von feuchtem Glanz erfüllt, die dicht hintereinander gestaffelten Hänge zart berührt vom Licht; weiter unten scheint es sich mehr zu versenken und zu verströmen, das wache Hinblicken der Gestalten, die uns umgeben, scheint dort unten gemildert und in sanften Glanz aufgelöst. Doch bei uns oben auf dem Gletscherhang geben die Schneekuppen und die Eisgestalten das Licht wie zur Antwort zurück, sie strahlen in Grau und Silber gemischt, an vielen Stellen blitzen die Eisschollen des Gletscherbruchs wie Rauchquarz in reinem Glanz, vollkommen ausgeprägt in Farbe und Form wie an klaren Herbsttagen. Bald sind die leuchtenden Gletscherstürze hinter uns, über endlose Felder und über Lawinenzüge fahren wir am Gletschertor vorbei, noch immer der Sonne entgegen. Die Schneekuppen in der baumlosen Ebene, unter denen Felsblöcke hausen, scheinen bereit, aus sich herauszutreten, ihre runde, in sich geschlossene Gestalt vom Licht verwandeln zu lassen. Weiter unten der Bach schon in Bewegung, an einer Biegung leuchtet das Eis, wie wenn ein Stern hineingefallen wäre, die Stelle funkelt und kommt nicht zur Ruhe, aber das Feld bleibt still wartend und die Hütten von Gletscherstafel verharren im abgedämpften Glanz der allerletzten Strahlen.

Eine Nacht auf dem Weisshorngrat

Die Luft schien dünn und durchsichtiger als sonst, als wir die Weisshornhütte verliessen. Der gewaltige Raum unter uns war von schwachem Mondlicht erfüllt, die Gestalten der Berge erschienen hell und zart, aber allzu schwerelos, unangreifbar, schwindelerregend. Die Vorbereitungen in der Hütte waren in ein lastendes, beinahe starres Schweigen gehüllt gewesen. Wie befreiend wirkt doch am Morgen vor Tagesanbruch ein freundliches Wort. Doch jeder hatte sich in die dumpfe Stille gefügt. Nun schritten wir gespannt und fast hastig zum Gletscher hinauf, beleuchteten unsre Tritte mit dem seltsam verlegenen Licht, das man mit sich führt. In der Gletschermulde fühlten wir uns sicherer, da über dem dunklen, bewegten Kamm der Domgruppe schon das Licht des Tages emporwuchs. Eine steile, tiefgefurchte Rinne, dann eine verschneite Rippe, die auf den ungeheuren Rücken führt. Erst wo man den Grat erreicht, am Frühstückspatz, hielten wir an. Die Felsen waren freundlich erhellt; über ihnen blitzte das Silber der Ostflanke, die stets - man sieht es von allen Berner Gipfeln - das erste Licht empfängt. Über die eisige, steile Nordflanke und den in reinem Weiss leuchtenden Vorbau des Grates sahen wir hinab zu dem Dorf Randa, das, fast 3000 Meter tiefer, aber unmittelbar am Fuss unsres Berges, noch schlafend auf Matten zerstreut erschien. Weit im Norden schwammen feuchte Wolken auf dem Morgendunst, und unter ihnen ragten tief beschattet einige Berner Gipfel heraus. Im Süden aber hatte das Licht die starre, zerfurchte Gletscherwelt vor dem kantigen Bau des Matterhorns zu plastischen, zart modellierten Formen erweckt.

Doch wir wollten oben ankommen, solange diese Räume und Gestalten noch vom freundlichen Morgenlicht erfüllt waren. Der scharfe, verschneite Grat verlangte die ganze Aufmerksamkeit. Zwar waren die Tritte schon gesetzt, aber oft glitt der Blick am Fuss vorbei in zwei jagende Abgründe. Über den Felsen setzte ein scharfer Schneeegrat an. Er führte mit zunehmender Steilheit zur Spitze und war nur durch eine kleine Schulter unterbrochen, dem einzigen Ruhepunkt des ganzen Aufstiegs.

Jetzt wurde der Anstieg schweigsam, zwei Atemzüge reichten kaum für einen Schritt. Wir waren so ins Steigen und ins Schrittfassen vertieft, dass die Wolke unsrer Aufmerksamkeit entging, die den Gipfel einzuhüllen begann. Mit einem Mal war der gleissende Bau verschleiert. Angestrengt arbeiteten wir uns den letzten Steilhang empor, und wir achteten die Steilheit der letzten Schritte nicht mehr. Ein heftiger Wind zerzte an der Wolke, die, sich erneuernd, über den Gipfel strich, er brachte - das war bald zu erkennen - neue Wolkenzüge von Südwesten her. Bald drohten diese mit Grau, bald liessen sie das harte Mittagslicht wieder frei. Schatten und gleissende Flächen regten sich weit unten in dem weiten Gletscherchor, auch bei uns glitt Welle auf Welle über blendendes Eis und pulvrige Schneehänge. Wir liessen uns anregen durch das gewaltige Spiel, das so anders als erwartet den Morgen abgelöst hatte. Und so entschlossen wir uns, auf dem längern, schwierigeren, noch unbetretenen Grat nach Norden abzusteigen. Die Wetterlage gab zu keinen Bedenken Anlass, und der Grat führte noch stundenlang weit über 4000 Metern zu dem als selbständiges Ziel lockenden Bishorn hinüber. Eine Aufhellung erleichterte den Entschluss. Und schon wurden die ersten Schritte im weichen Pulverschnee unwiderruflich gefasst. Es war eine besondere Freude, eine neue Spur in den reich gewellten Kamm zu treten; aber da jagte der Wind wieder Wolken heran, und auf einem schmalen, verschneiten Felsrücken wurde uns die Ausgesetztheit unsres Weges bewusst. Jeder Schritt musste überwacht werden, das Gespräch galt nur noch dem Weg. Eine nachdenkliche Rast am grossen Gendarm war dem Rückblick zugewandt: Der Gipfelaufschwung und die scharf geschnittene, aber durch die pulvrige Oberfläche gemilderte Gratkante waren jetzt von Wolkendampf umspielt. Freundlicher Glanz lag auch auf den halbverschleierten Nachbarn des Weissorns; aber der Schnee, der unsern Berg so herrlich frisch erscheinen liess, hatte uns allzu lange aufgehalten. Ohne davon zu sprechen, dachten wir an die Schwierigkeiten, die uns erwarteten. Dass die 60-Meter Reepschnur für den Abbruch unter dem Gendarm reicht, hatte uns der Hüttenwart bestätigt. Doch wie wird es weiter unten aussehen, und wird uns die Sonne nicht im Stich lassen? Solche Gedanken pflegen keine klare Gestalt anzunehmen, sie werden von konkreten Aufgaben verschleiert, aber es bleibt doch ein unbestimmtes Gefühl, dass es gilt durchzukommen.

Auf dem Felskamm packte uns wieder der Wind, und zugleich eröffnete sich eine Aussicht, die alles übertraf, was wir erwartet hatten: ein Gewirr von Türmen über senkrechten Wänden, wild gezackte Verbindungsgräte, und

irgendwo vor uns ein Absturz, der am Doppelseil überwunden werden musste. Noch strahlte die Sonne durch bräunliche, rauchige Wolken, aber der Wind fand Kraft zu immer neuen Stössen. Wir duckten uns nieder und suchten, vom Wind abgewandt, die Abseilstelle. Nachdem der Blick schon einigemal ins Leere geglitten war, sahen wir einen Haken stecken. Hier musste es sein, die ersten Meter jedenfalls überhängend, aber wenigstens im Windschatten. Ich warf das Seil aus, das ich in der Hütte noch einmal sorgfältig in Schlingen gelegt hatte. Es flog gut, aber es berührt immer seltsam, wenn man etwas in den Abgrund wirft, in den man steigen will. Am Rucken und Gleiten des Seiles malte ich mir die Schritte des Freundes aus. Da kam ein Kommentar: ein Absatz, ich bin schon unten. Als wir beide auf diesem Absatz standen und die Wand zu überblicken versuchten, sahen wir den Abgrund kaum mehr. Innerlich hatten wir ihn überwunden. Aber das grössere Stück stand uns noch bevor. Wieder glitt das Seil durch die Hand. Da lief es plötzlich zu rasch, und ich hörte ein paar ärgerliche Worte, ein unterdrücktes Stöhnen, gleichzeitig versuchte ich weich zu bremsen. Mein Freund hatte den Abstieg ein wenig forciert, war in die Falllinie zurückgedreht worden und hatte den Fuss angeschlagen. Wir sprachen nicht viel darüber, kletterten behutsam in die Scharte unter dem Abbruch hinüber. Wie leicht schlägt man irgendwo an, besonders wenn man halb durchfrozen ist. Erst viel später wurde festgestellt, dass der Fuss gebrochen war.

Wieder nahm uns der Anblick des Grates in Anspruch. Die Felsen, besonders die glatte Wand im Westen waren jetzt von den letzten Strahlen gerötet, die zwei letzten, schwierigen Aufschwünge schienen greifbar nahe, und unter uns glänzte das zart gewundene Band eines Baches herauf, gleichzeitig vernahmen wir auch wieder das Rauschen. Noch langsamer als vorher setzten wir jetzt unsre Schritte. Türme, Scharten, schneebedeckte Platten stellten meinen Freund auf eine harte Probe. Die konzentrierte Aufmerksamkeit, die jedem Griff und jedem Tritt galt, übertönte offenbar den stechenden Schmerz, aber der Einbruch der Dämmerung bewies, dass wir instinktiv langsamer und vorsichtiger kletterten als sonst. Endlich standen wir in einer Felsnische unter dem Überhang, der knapp vor dem Ausstieg aus dem Felsgrat noch zu überwinden ist. Ich tastete mich ein Stück weit hinauf; es war wirklich die schwierigste Stelle des ganzen Abstiegs. Zugleich spürte ich die 16 Stunden, die wir hinter uns hatten, und wurde mir bewusst, dass die Nacht schon hereingebrochen war. Woran man bis zuletzt niemals denkt, was man vielleicht unbewusst beiseite schiebt, war jetzt klar: an dieser Stelle musste der Morgen abgewartet werden, also auf ca. 4200 Metern Höhe. Es war Platz zum Sitzen da, knapp unter der Kante, hinter der der Wind noch immer heulte. Ist es nicht eine schöne, erregende Vorstellung, eine Nacht so hoch oben unter freiem Himmel zuzubringen, nicht eine Möglichkeit einzigartiger Bewährung? Solche Gedanken schoben die Frage beiseite, ob man auch durchhalten werde. Und bevor weitere Überlegungen den Entschluss ins Wanken bringen konnten, begannen wir eine geschäftige Tätigkeit zu entfalten: Eis wegpickeln, eine Unterlage legen, um jede Nässe abzuhalten, eine Sicherung herstellen (der

Haken war schon da), möglichst viel essen, den Inhalt der Rucksäcke an einen sichern Ort bringen, Zeitungen und alles Papierartige unter die Windjacke stopfen (denn Schlafsäcke hatten wir nicht mitgenommen), die nassen Schuhe ausziehen, um die Füße in den Rucksack zu stecken - jetzt erst wurde mein Freund wieder auf die Verletzung aufmerksam. Der Knöchel war blau aufgeschwollen, ein möglichst eng anliegender Verband mochte da helfen. Aber wir dachten an nichts Ernsthafteres, auch nicht daran, wie der Fuss auf die Anforderungen des nächsten Tages reagieren würde. Unsrer Aufmerksamkeit galt jetzt der Nacht, in die wir dicht eingehüllt schienen, die offenbar wieder von ziehenden Wolken erfüllt war. Doch immer wieder waren einzelne Sterne sichtbar, und da - man kommt immer zu spät - glitt lautlos eine Sternschnuppe herab. Dass die Nacht lange dauern werde, darauf waren wir gefasst; umso weniger war zu begreifen, dass wir zwar den bestimmten Eindruck hatten, die Kälte lasse uns nicht schlafen, dass aber jedesmal, wenn wir uns wieder verständigten und natürlicherweise auf die Uhr schauten, die Zwischenzeiten merkwürdig rasch vergangen waren. Zu jedem „Erwachen“ gehörte die monotone Gewissheit, dass der Wind noch nicht nachgelassen habe. Und doch glaubte ich im Dämmerzustand des Halbschlafs, er weiche dem fernen Tosen der Bäche. Noch immer trieben Wolken über den Kamm, auf dem wir sassen. Etwas scheu blickten wir zu den wenigen Sternen empor, wenn wir uns wieder regen mussten, um uns besser gegen die Kälte zu schützen; wir sprachen auch von den einfachen, aber völlig unfassbaren Vorgängen über uns. Was für ein Tag wird sich aus dieser von rastloser Bewegung erfüllten Nacht entwickeln?

Doch der anbrechende Tag nahm solchen Gedanken die Schwere. Die Wolkendecke im Osten, die weiträumig auf- und niederwogte, liess nun zeitweise den Horizont sichtbar werden. Die Sonne musste schon irgendwo aufgegangen sein, denn rötliche Schimmer drangen zu der starren, verschleierte Flanke unseres Berges herüber. Wir griffen nach den Schuhen, doch sie waren hart gefroren. Ein neuer, unvorhergesehener Widerstand. So geschieht es vielleicht oft Schritt für Schritt: man bleibt immer ein wenig ahnungslos, bis alle Hindernisse zusammen den Kreis enger und enger schliessen und man gefangen sitzt. Es war also auch kälter gewesen, als wir gedacht hatten.

Unterdessen war die Sonne als rotgelbe Scheibe aus der Wolkenbrandung hervorgetreten. Ihr Licht war nicht morgendlich frisch, sondern wie von Feuchtigkeit durchtränkt; fahl und kraftlos spiegelte es sich am Gletscherhang. Jetzt aber wollten wir uns regen, bevor das Schlechtwetterzeichen Ernst machen konnte. Doch aus unsern trüben Erwartungen erlöste uns mit einem Mal die Gewissheit, dass der Morgen mit seiner ganzen Frische über das Wolkengewühl siegen werde. Unaufhaltsam begann sich diese Welt um uns zu verwandeln: die Nebel, die eben noch den Felsen mit Rauhref überzogen hatten, erschienen jetzt nur noch als Restbestände, die das klare, klingende Licht noch ein wenig zu trüben, aber nicht mehr abzuhalten vermochten. Blendend weiss trat der Firn hervor, und die Wolke, die noch immer, aber ohne Hoffnung am Gipfel hing,

hatte wieder eine klar umrissene Gestalt vor dem reinen Blau des Himmels angenommen.

Jetzt aber griffen wir zu: wir traten und bogen die Schuhe weich, dass der verletzte Fuss Platz finde. Eine Stärkung gehörte zur Pflicht, auch wenn uns das Wasser ausgegangen war, und während mein Freund die Siebensachen zusammenpackte, stieg ich hinauf, entschlossen, den Überhang beim ersten Anlauf zu nehmen. Doch zunächst war jeder Tritt und jeder Griff zu prüfen. Man müsse mit dem richtigen Fuss anfangen, hatte der Hüttenwart bedeutungsvoll gesagt. Also zuerst mit den Augen klettern: welches Bein zuerst in den Riss, wo sind weiter oben die entscheidenden Griffe? Als ich die Lösung zu haben glaubte, packte ich zu und gelangte ohne Anstrengung und schneller als erwartet hinauf. Allerdings konnte mein Freund noch kaum auf den verletzten Fuss stehen. Wie zu erwarten, fiel ihm das Gehen schwerer als am Vorabend. Aber jetzt war alles erlaubt, Kriechen, Rutschen oder hie und da ein kurzer Seilzug. Ein senkrechter Aufschwung erwartete uns noch, aber er war leicht zu ersteigen, und Schritt für Schritt kam auch mein Freund nach. Auf diesem letzten Turm setzten wir uns hin und blickten zurück: Was für ein Weg lag hinter uns! Scharf und ausgesetzt schwingt sich dieser Grat, über den grossen Gendarm ausholend zum Gipfel auf. Wie am Vortag glänzte und strahlte das Silber der Ostflanke, in deren Eisgebilde wir nun von der andern Seite hineinblicken konnten. Die ganze westliche Wand dagegen lag noch im Schatten. Dazwischen lief die Scheidelinie genau dem gezackten Kamm entlang: es gab keine Unklarheit, kein Ausweichen schien möglich. Dieser Linie hatten wir folgen müssen.

Es war jetzt etwa acht Uhr, auf dem Bishorn drüben standen bereits die ersten Berggänger, sie schienen zu winken, aber wir wussten nicht, dass sie uns beobachtet und sich unsertwegen Sorgen gemacht hatten. Wir waren froh, den Berg so nahe vor uns zu sehen, der am Vortag lange Zeit das Ziel unsrer Wünsche und das Sinnbild für endgültige Sicherheit und Ruhe gewesen war. Dort musste alle Spannung vorüber sein. Wir wussten nicht, wieviele mühsame Schritte uns noch von diesem Berg trennten, auch nichts von dem 12-stündigen Abstieg ins Tal, der uns, vor allem meinem Freund, bevorstand. Wir holten erst einmal nach, wozu wir seit dem vergangenen Nachmittag kaum mehr die nötige Freiheit gehabt hatten: wir suchten in den übermenschlich weiten und lichten Räumen dieses zweiten Morgens heimisch zu werden. Nur einzelne Bilder nahmen Gestalt an - der Ausblick von einem solchen Ort ist nie zu bewältigen: die wilde, zerrissene Gletscherwelt des Zinaltals, die erst zu erwachen begann, das von den Wurzeln an sichtbare Massiv der Domgruppe und weit im Norden leicht verschleiert wie unter Glas die Berner Alpen.

Doldenhorn Ende Oktober

Wie Wolkengebilde erschienen die Umrisse der höchsten Berner Gipfel über dem wachen See. Wir waren auf der Fahrt von Thun nach Kandersteg. Lange

konnten wir nicht verweilen bei diesen Bildern, die man vom fahrenden Zug voll Erwartung wahrnimmt. Sie bleiben doch immer lockende Traumbilder, weil wir sie nicht greifbar genug vor Augen bekommen und gleich in seelische Landschaft verwandeln. Als wir dann hinaustraten in die frische, herbe Oktoberluft, sah das Land zunächst wieder nüchterner aus, es wollte auch erst allmählich erwandert sein. Von Kandersteg stiegen wir durch lockern Wald an flammenden Lärchengestalten vorbei gegen die Hütte hinauf. Wir machten einander bewusst auf einzelne Erscheinungen aufmerksam. Denn jeder hat seinen eigenen Blick, jeder sieht nur das, was ihm in die Augen fällt. Wenn man etwa sagt, jeder wähle sich seine eigenen Bilder aus, so ist es nur halb richtig: Die Bilder wählen ebensogut uns aus, daher sind wir auf den Hinweis des andern angewiesen.

Hoch über uns auf Bändern der mächtigen Wand erschienen Gruppen und Reihen von Lärchen, die auch im Schatten noch wie Lichtgestalten flammten. In den Felsen der Wand selbst verwoben sich rote und grauschwarze Streifen und Flächen ineinander zu einem sichern Geflecht und machten einen Bau von eigener Struktur sichtbar. Auf der andern Talseite hoben sich helle rötliche und gelbliche Felsvorsprünge immer leuchtender von tiefen bläulichen Schatten ab, und von manchem Felspfeiler zogen sich zart vom Licht berührte, rötlich-grüne Rasenflächen herab. Beide Seiten ergänzten sich zu einem warmen Klang, sie strahlten eine Glut der Farben aus, wie sie nicht lange bestehen kann und nur kurz vor Einbruch des Winters anzutreffen ist.

In dem Hang unterhalb der Hütte verliessen wir den Pfad und folgten einem Bach, der noch lebhaft rauschte, aber schon mit Eis zu kämpfen hatte. Viele seiner Wasserbecken im geschliffenen Fels waren zugedeckt, aber nicht durch eine glatte Eisschicht abgeschlossen, sondern von tausend Kristallen übersponnen. Die Felsen darüber waren an verschiedenen Stellen verglast und liessen ihre bläulichen Farbtöne umso deutlicher durchschimmern wie polierter Marmor. An einer Felsstufe hinderte das Eis den freien Fall des Baches, das Wasser glitt daher zwischen Fels und Eiswulst in der Form von dunklen Fäden und Tropfen weich und lautlos herab. Solche kleine Kostbarkeiten zogen uns vom Weg ab, wir nahmen aber auch - von einem absteigenden Hüttenbesucher belehrt - von diesem Wasser mit für unser Nachtessen. Die andern Bergsteiger, die schon in der Hütte waren, hatten dasselbe getan, es waren ihrer nicht mehr viele an diesem späten Oktobertag und vielleicht waren einige froh, nicht ganz allein zu sein.

Eine tiefe, ruhige Herbstnacht war schon fast zu Ende, als wir uns regten und Feuer machten. Solche Beschäftigung hat eine eigene Bedeutung: das Gelingen des Feuermachens hängt mit der Anstrengung des Erwachens - besonders wenn die Nächte schon lang geworden sind - auf schwer durchschaubare Weise zusammen. Die erste Tageshelle liess die Berge schon aufdämmern, als wir über die Weiden hinaufstiegen: Ein stiller Morgen in Grau und Braun ohne sieghaften Einzug des Lichts. Die Strahlen glitten unmerklich vom höchsten Kamm

herab, die Schatten waren noch von schwerem, feuchtem Dunst erfüllt, die Gestalten der Berge noch kaum erwacht. Wir selber sahen die Sonne erst ganz zuletzt. Die ganze schweigende Nordflanke des Doldenhorns, die Geröllhänge, der Gletscherbruch, der steile Firn blieben bis zuletzt im Schatten, wenn auch einzelne Eistürme das milde Leuchten der Gegenseite aufzunehmen und wiederzugeben begannen.

Gern wären wir wie andere Male als die ersten allein oben angekommen. Doch die Gegenwart andrer mildert auch wieder den Ernst und die erschreckende Grösse des Anblicks. Wie schwer ist es aber zur Sprache zu bringen, was wir an einem klaren Morgen von einem so hohen Ort sehen können. Es ist jedesmal zuviel, wir halten mit dem wachsenden Tag nicht Schritt, er geht über uns weg, ehe wir begriffen haben, was es zu sehen gäbe. Oder wenn wir wach genug sind: Wir müssen uns abwenden, weil die selbstverständliche Schönheit und Reinheit des Ausblicks etwas Vernichtendes hat, weil wir spüren, dass sie immer nur in einem unwiederholbaren Augenblick wirklich werden kann. Alle Schwere des Morgens war schon in leuchtende, zart gewobene Schleier aufgelöst, und doch ist der Mittag im Herbst nicht so weit vom Morgen entfernt wie im Sommer: er ist nicht so brennend und lastend, das Licht fällt noch immer schräg ein, es blendet nicht, sondern bleibt freundlich hell und lässt die Formen der Berge bestimmt ausgeprägt erscheinen. Weil die Bergzüge von Nordosten nach Südwesten verlaufen, wurden in der schattigen Flanke des Gasterntales immer mehr vorstehende Felskanten vom Licht getroffen und warm und hell herausgeholt. Das Spiel der Lichter auf Schnee und Felsen wurde immer lebhafter, die Gebirgsketten prägten sich, vom Morgendunst völlig befreit, kräftig aus, und darüber schwebte, ebenso plastisch durchgestaltet, aber zart und silbern die Kette der Walliser Alpen.

Der Abstieg über den tief verschneiten Firngrat war leicht und ohne Anspannung. Vom Sattel zwischen dem grossen und dem kleinen Doldenhorn sahen wir noch einmal in den von feinen Schleiern überwobenen Abgrund des Gasterntales hinab: nur eine Alp war in dem klingenden Schattenraum hell erleuchtet; das warme Grün erschien wie reines Licht ohne körperliche Substanz, und ihm antwortete in der Höhe vor uns das hellumrandete Rotbraun der zerklüfteten Felsen, die mit ihren Vorsprüngen und senkrechten Abstürzen fühlbar weit in den Raum vorstossen und sich leicht und schwerelos vom Dunkel abzuheben schienen.

Während des Niedersteigens im frühen Nachmittag steigerte sich die Leuchtkraft der Farben, die Klarheit der Umrisse, die Tiefe der Schatten und die Wärme des Lichts noch einmal zu solcher Intensität, dass Formen und Farben wie am Vorabend zu einem gewaltigen, nur kurze Zeit möglichen Kunstwerk zusammenzutreten schienen. Auch die Wiesenterrasse am Fusse des letzten Geröllhanges, an deren Rand die Hütte steht, lag jetzt im Sonnenlicht. Doch es war jetzt noch weniger als am Mittag das Weben und Vibrieren sommerlicher Lichtfülle, es schien uns milder, wärmer und stiller zugleich, wie eine zart über

Wiesen und Bäume streichende Hand vor dem Abschied. Ein letztes Bild prägte sich noch ein, als wir an den Rand der Wiesenterrasse hinaustraten; wo man leicht in das Felsentheater des Oeschinensees hinabsieht: Der See, der am Morgen mit seinem undurchdringlichen, von einem warmen Branton erfüllten Dunkelblau den Blick in die Tiefe gezogen hatte, spiegelte jetzt durchsichtig und völlig reglos das ganze vergoldete Felsenrund und die Weiden, in die er gebettet liegt. Zusammengefasst, verkürzt und vereinfacht erschien die Fülle der Farben noch einmal in seinem makellosen Spiegel.

Wandern und Bergsteigen heute

Der Umgang mit der natürlichen Umgebung, in der wir leben, der Kontakt mit der Natur auf Wanderungen in unsern Bergen scheint eine immer grössere Bedeutung zu gewinnen für die gesunde seelische Entwicklung der jungen Menschen. Bei allen Gelegenheiten bestätigt sich die reinigende Kraft der Begegnung mit der freien Natur, sei es in Skiwochen oder auf Wanderungen im Sommer. Umstritten scheint die Frage, wie weit künstliche technische Hilfsmittel dabei eine Rolle spielen dürfen. Natürlich ist man zunächst auf Verkehrsmittel angewiesen, um das Gebiet überhaupt einmal zu erreichen, wo man sich noch frei bewegen kann. Aber dort, wo man dann Tage oder auch nur Stunden verbringen will, um in der Gemeinschaft mit andern auf Entdeckungen auszugehen, sollte sich das technische Hilfsmittel nicht mehr störend oder erleichternd zwischen den Menschen und die Landschaft schieben. Der Ernst und die Spannung des Spiels mit der Natur gehen verloren, wo der bequeme Massenbetrieb aufkommt. Es liegt freilich nicht an der Zahl der Menschen, sondern an der grundlegenden Beziehung zur Umwelt, die durch den Gebrauch der technischen Hilfsmittel gestört wird bis zur völligen Leere des blossen Betriebs. Nicht dass menschliche Schwächen, Rücksichtslosigkeiten, ja Rohheiten nicht auch dort auftreten könnten, wo sich Menschen abseits vom Betrieb bewegen. Vor allem der Umgang mit jungen Menschen zeigt aber, dass jene Schwächen und jene Trägheit überhaupt nur dort überwunden werden können, wo sich der Einzelne in irgendeiner Form bewähren muss, wo er nicht in Anonymität und Bequemlichkeit ausweichen kann. Es wird ihm freilich schwer gemacht, da eine der grössten Gefahren für die Entwicklung unserer Jugend eben darin besteht, dass die Möglichkeiten der echten Bewährung überall im Schwinden begriffen sind.

Welches sind nun die Möglichkeiten der Bewährung beim Wandern und Bergsteigen? Man kann zu Hause beginnen. Alles, was von dort mitgenommen wird, kann auf einer grössern Wanderung entscheidende Bedeutung erlangen. Man kann also schon hier von Verantwortung reden. Jeder soll für etwas verantwortlich sein, was für ein gemeinsames Unternehmen notwendig ist und was für alle da ist, nicht für ihn allein. Jeder soll wissen, dass es darauf ankommt, was er bei sich hat. Eine zweite Möglichkeit der Bewährung bietet der Weg: die Landschaft sollte entdeckt werden, sie sollte sich allmählich erst

dem Wanderer erschliessen. Es liegt natürlich in der Hand des Leiters, wie weit er die Verantwortung für die Wahl des Wegs probeweise abgeben und die Spannung der Unsicherheit, ein gewisses Risiko spielen lassen will oder darf. Jedenfalls liegt es in der Natur des Menschen, dass er an Widerständen wächst, offener und reicher wird. Je mehr die jungen Leute an der Verantwortung teilnehmen können, desto grösser ist ihr Erlebnis. Alle möglichen Schwächen, Müdigkeiten, Unsicherheiten müssen unter Umständen überwunden werden, bis das Ziel erreicht ist. Die Gefahr der Überforderung ist dabei weniger gross als die Gefahr der Bequemlichkeit. Es darf auch einmal so weit kommen, dass die Geführten ihre totale Abhängigkeit vom Führenden fühlen, dass sie in der Angst zu spüren bekommen, was jetzt zählt und wie die blossе Existenz von der Bewährung im Einzelnen abhängen kann. Für gewöhnlich genügt es schon, dass man überhaupt etwas leistet, einige Stunden durchhält, dass man ganz dabei sein muss, mit den eigenen Schwächen rücksichtslos konfrontiert wird und dass im glücklichen Fall der Überwindung die seelische Offenheit zustandekommt, die dann oft noch wochenlang anhält. Jede Bequemlichkeit dagegen, jedes Untertauchen an einem Ort, wo Betrieb herrscht, bewirkt sofort, dass der nicht Gefestigte nicht mehr ganz dabei sein muss, dass er sich hinter einer anonymen Maske verstecken kann, und dass er mit unechten Werten ungestraft auftrumpfen darf.

Von Begegnung mit der Natur zu sprechen, ist nicht nur Sache des introvertierten Träumers. Jede Menschenart und jedes Lebensalter findet in der Natur einen unersetzlichen Partner und im Umgang mit ihr einen festen Halt. Auch dann, wenn sie stumm bleibt oder sogar schroff abweisend erscheint, bleibt sie doch ein - immer nur vorläufiger - Lebensgrund. Warum aber reflektieren wir überhaupt über diese Selbstverständlichkeit? Wir leben ja ohnehin schon immer mitten in der Natur und erhalten uns, indem wir sie uns dienstbar machen. Wir sind ja selber ganz bescheiden ein Stück Natur. Aber unsere eigenen technischen Apparate haben sich nun schon so aufdringlich zwischen uns und sie geschoben, dass es scheint, als habe sich unser Verhältnis zu ihr grundlegend geändert, ja als sei ein unmittelbares Erleben in der Natur gar nicht mehr möglich. Soll man nun zugeben, dass der Mensch nur noch auf dem Umweg über den technischen Apparat mit der natürlichen Umwelt verkehren kann, oder soll man sich dafür einsetzen, dass der Mensch das ursprüngliche, unmittelbare Verhältnis zur Natur von Kindheit an neu und bewusster als früher erlebt?

Wenn sich etwas geändert hat durch die Entwicklung der Technik, so gehört dazu gewiss der Grad der Bewusstheit, mit der wir von unserm Verhältnis zur Natur sprechen. Der naive, vital gelenkte Umgang mit der Natur, wie er für den Bergbauern im alten Stil etwa noch heute selbstverständlich ist, scheint für den modernen Menschen der Grossstadt schon lange nicht mehr möglich zu sein. Dafür bedient er sich der technischen Hilfsmittel, um möglichst oft und rasch die Landschaft zu durchstreifen. Er umstellt sich mit den Produkten einer

raffinierten Technik, die er selbst nicht mehr versteht. Die Arbeit, die er die Woche hindurch verrichtet, ist ihm nur Mittel zum Zweck, nämlich um an freien Tagen durch die Vermittlung von ebenso unpersönlichen technischen Hilfsmitteln etwas zu erleben. Ist es da verwunderlich, wenn der Mensch in den technischen Apparaten, die er virtuos zu manipulieren versteht, mit der Zeit erstickt und seelisch zugrunde geht? Doch wir übertreiben; die Seele des Einzelnen hängt ja nicht nur von seinem Verhältnis zur Natur ab, und ausserdem findet sie oft unbemerkt einen Ausweg darin, dass sie das eine oder andere technische Hilfsmittel zum Idol erhebt, umhegt und pflegt und zum Partner macht. Dieser Weg ist aber nur dann für den Menschen ungefährlich, wenn das technische Gerät dem Gehalt nach dem seelischen Bedürfnis entgegenkommt, wie wenn es sich um ein Musikinstrument handelt. Erschöpft sich aber der „Gehalt“ in der Bedeutung als Verkehrsmittel, so entartet die seelische Beziehung zum Kult, sie wird ein Ersatz für eine echte Begegnung. Doch die Seele des jungen Menschen, die noch frisch und offen geblieben ist und die echten Werte der Kindheit bewahrt, begnügt sich nicht mit einem solchen Ersatz. Sie möchte sich in ihrer Ganzheit der ganzen Natur, in der sie lebt, aussetzen und hingeben. Sie klammert sich nicht an einen Fetisch, sondern verlangt nach Erweiterung und nach Bewährung nicht nur in der Gemeinschaft, sondern auch in der Auseinandersetzung mit der Natur. Sie flüchtet sich nicht in falsch verstandene Romantik, sondern fordert die Gegensätze bewusst heraus, die möglichst viele ihrer Anlagen zur Entfaltung bringen können. Was sie braucht, bietet ihr auf eigene Art, aber in unerschöpflicher Fülle die Natur, schweigend, ohne sich aufzudrängen. Sie kann nicht alles wecken und erfüllen, aber sie bereitet einen Boden für die Gemeinschaft schon in früher Kindheit, sie steht heimlich in Verbindung mit dem menschlichen und dem göttlichen Du. Sie kann zwar für den einsam Abgesonderten ein gefährlicher Abgrund sein, aber für die Gemeinschaft der Menschen ist sie der reiche Grund, auf dem manches Leiden geheilt werden kann.

Was nun aber die Natur bereithält für uns, das müssen wir in einzelnen Bildern sprechen lassen. Eine systematische Darstellung kann nur abschreckend wirken. Einzelne in sich geschlossene Bilder und Erlebnisse also mögen vor Augen führen, was etwa beim Wandern und Bergsteigen zum Erlebnis werden kann.

Hans Rudolf Schweizer

3. – 12. August 1998

Auf meinen Streifzügen im Stadtgebiet, wo das Haus von Siva steht, treffe ich nur Menschen an, die hier leben, arbeiten, ihre Feste feiern. Viele von ihnen werden noch nie einen Europäer gesehen haben, einen Menschen von weisser Hautfarbe. Frauen und Mädchen beachten mich kaum (sie sollen ja auch nicht), sie bewegen sich in ihren schönen, farbigen Gewändern (Röcke, Saris) ruhig-anmutig, aber oft stark in ihrer Rolle befangen. Männer und Knaben haben es leichter, sie bewegen sich natürlich, leichtfüssig, unbekümmert, die Augen leuchten, blitzen auf, wenn ich sie anschau. Bei Männern stosse ich natürlich auch auf Misstrauen. Aber das Anmutig-Schalkhafte überwiegt. Ich versuche so unbemerkt wie möglich zu fotografieren. Denn hier, wo ich mich bewege, gibt es keine Touristen, alle, die auf der Strasse und an der Strasse sitzen, stehen, gehen, fahren, tun etwas, das zu ihrem natürlichen Leben gehört. Zwar bin ich durch meine Hautfarbe sowieso schon abgehoben. Aber das Fotografieren schafft noch mehr Distanz. Ausnahmen: die Kinder erfassen fast immer sofort, was ich will, und strahlen, freuen sich, fotografiert zu werden. Auch einige am Strassenrand mit Brettern Beschäftigte *wollen* fotografiert sein, wie sie bemerken, dass ich auch die Bauarbeiter vis-à-vis aufgenommen habe. Kinder, die vor ihrer Palmblätterhütte spielen, erkennen mich beim zweiten Mal und erinnern mich an das Foto, das ich beim ersten Mal von ihnen gemacht habe.

Menschen auf der Strasse, Verkehr

Ich habe den Eindruck: Fast alle Bewohner von Madras sind auf der Strasse, Frauen ebenso wie Männer, auch kleine Kinder und ganz alte, grau- und weisshaarige Menschen. Es gibt ein einziges Orientierungsprinzip: Linksverkehr für Fahrende. Alles andere, alle andere „Ordnung“, bildet sich *in jeder Sekunde neu*.

Alle sind auf der Strasse: Fussgänger, Zweiradfahrer: Velos, Motorräder, Dreiradvelos für Transporte, Kutschen (mit Velo“antrieb“), Dreiradtaxi (zu Hunderten), Autos im Stil der 30er Jahre, einige Lastwagen, prallgefüllte Busse, an deren Eingängen ein Dutzend Knaben hängen, nicht zuletzt: Ochsenwagen, zwei- und einspännig, einzelne Kühe, die langsam die Strasse überqueren.

Als Europäer denkt man: in jedem Augenblick könnte ein Unfall passieren. Eine unbefangene Wahrnehmung sagt mir: Die Menschen sind völlig entspannt. Sie scheinen alles blitzschnell zu sehen. Sie bewegen sich fliegend aneinander vorbei, bremsen immer im letzten Moment sicher noch. Auf vielen Motorrädern sitzt hinten quer und lässig eine Frau mit einem Kind im Arm. Familienväter führen auf dem Velo die ganze Familie mit: Auf der Längsstange sitzen zwei vergnügte Kinder, auf dem Gepäckträger die Mutter mit dem Kleinsten.

Auch der Hausbau wird weitgehend von Hand gemacht: dünne Eisenstangen werden in Bündeln aufgerichtet, Zement darum herum aufgebaut: daraus entsteht eine Betonsäule. Ebenso das Dach: das Betongemisch (die Betonmischmaschine ist die einzige „normale“ Maschine, die ich sah) wird von Frauen in schönen Gewändern in breiten Tellern aus Eisen auf dem Kopf auf das Dach getragen. Alle ihre Bewegungen (den Teller auf den Kopf setzen, ihn ausleeren, auf dem Kopf zurücktragen) sind voll Anmut.

Wenn es einmal regnet, auch nur kurz, sind die meisten Arbeitsplätze und die Strassen überflutet. Dann wartet man, bis sich das Wasser verlaufen hat. Zu allen diesen Arbeiten gehört unaufhörlicher Transport: auf Velos und Dreirädern, kleinen Karren wird das Material aufgeladen oder in der Hand auf Schultern balanciert, auf Gepäckträgern aufgetürmt. Lastwagen als Transportmittel sind *hier* eher selten.

Die Armen

In der ganzen Stadt gibt es Abertausende von Hütten, aus Palmblättern gebaut, teils zerstreut, teils in markanten Gruppen, die wie Indianer- oder Afrikanerdörfer aussehen. Die Kinder, die ich bei solchen Hütten spielen sehe, sind voll Leben, normal gekleidet, oder eben nackt, spielen anmutig; die Frauen tragen Gewänder wie alle anderen. Trotzdem wird es so sein, dass die meisten Kinder aus verschiedenen Gründen nicht in die Schule gehen können. Sie müssen den Eltern helfen, irgendwo durch Gelegenheitsarbeit Geld zu verdienen.

Im Hüttendorf in der Nähe unseres Hauses wohnen 70 Familien, wohl etwa 500 Menschen. Sie haben eine einzige Wasserstelle: einen Container, aus dem sie Wasser holen können. Hier könnten wir durch den Bau eines Brunnens Erleichterung schaffen. Doch ist die Frage: Wann werden diese Hütten wegen Bauplänen der Stadtregierung geräumt?

Die Kinder bei der ersten Hütte spielen anmutig Ringelreihen und freuen sich, von mir fotografiert zu werden. Auch die alte Frau und der alte Mann lachen herzlich-neckisch. Nicht die leiseste Fremdheit. Ich getraue mich nicht, ihnen Geld zu geben. Sie winken noch lange, besonders das kleinste Kind.

Die Familie auf der Strasse

Nahe bei der Wohnung von Frau Sumathi, in einer eher ruhigen Nebenstrasse, liegt eine Familie auf der Strasse, ein Ehepaar (?) in mittleren Jahren, eine junge Frau mit drei kleinen Kindern, das Jüngste ist vielleicht ein Jahr alt. Sie liegen und sitzen auf einer Bastmatte, sind normal gekleidet und haben Kissen für den Kopf. Das kleinste Kind schaut neugierig und vergnügt in die Welt. Dreimal kommen wir vorbei, immer sind sie da. Ich gebe der Frau Geld; sie ist eher verwundert. (Sri sagt später: Diese Menschen leben ebenfalls von kleinsten Dienstleistungen. Es ist am besten, man gibt das Geld den *Kindern*, die holen

dann gleich etwas im Laden. Die Väter dagegen vertrinken oft gerade wieder, was sie bekommen.)

Einmal richte ich einen Mann wieder auf, der umgefallen ist und nicht wieder aufstehen kann (bei den Hütten). Ein jüngerer, wacher Mann bedeutet mir mit dem Daumen zum Mund: dieser ist einfach betrunken, man muss ihn ruhen lassen, bis er zu sich selbst kommt. Die Nacht ist ja nicht kalt, auch der Regen nicht!

Das schlafende Kind

In der Schaufensternische eines der grossen Kleiderläden an der Hauptgeschäftsstrasse muss ich auf Siva warten, der Kleider für die Schwestern Elangos einkauft. Nicht schon am Anfang erblicke ich einen etwa 8-jährigen Knaben, der in dieser Schaufensternische liegt und schläft. Fliegen laufen über sein Gesicht. Erschreckt frage ich mich: Was ist zu tun? Ich beobachte einfach weiter. Niemand kümmert sich um das Kind, schon gar nicht die ganz vornehmen Kinder, die da herauskommen. Doch der Mann, der die Türe bewachen muss, hat meine Gedanken erraten. Er lächelt mir freundlich zu, und ich spreche ihn an, wie er mir entgegen kommt. „Wissen Sie etwas von diesem Kind“. Er zeigt gegen die Strasse: „Dort ist die Mutter.“ Die Mutter bietet auf der Strasse irgendwelche Sachen zum Verkauf an, und das Kind wartet schlafend, bis es abgeholt wird.

Hindu-Religion

Rituale erfüllen das Leben der Tamilen in hohem Mass. Aber die meisten sind nicht streng, Variationen sind erwünscht, Ausnahmen erlaubt. Spontaneität geht vor.

An irgendeinem Tag kommen mitten im uneingeschränkten Strassenverkehr hundert meist jüngere Männer in lockerem Zug daher. Sie haben gelbrote Tücher um die Hüften geschlungen, ihre Oberkörper glänzen schon von weitem wie Bronzestatuen. Denn auch die Körper der 40-50jährigen sind nicht nur meist schön und wohlgestaltet, sondern haben auch immer die frühere Frische und den metallenen Glanz. Einige dieser Männer tragen hohe, feine Baldachine, alle tragen grüne Zweige. Irgendwann fangen sie an zu singen, in ähnlichen Tonfolgen wie die Priester im Tempel, einige beginnen zu tanzen, dann ergreift diese Bewegung immer mehr von ihnen, einige werfen sich wild herum, andere tanzen zierlich und fein. Es gibt kein Programm: alles geschieht spontan, aber in einem bestimmten Rahmen. Irgendwann beginnen sie erneut zu singen, und jetzt ergreift die Musik alle, auch die Zuschauer auf der Strasse. Eine Zeitlang machen alle mit. Dann verebbt das Ganze. Während dieser ganzen Zeit hat sich der normale Verkehr an dem Zug vorbeidrängen müssen.

In den Tempeln

Alle machen sich schön für den Tempelbesuch. Die ganze Elango-Familie kommt mit, auch das Kind.

Für mich ungewohnt: ich muss die Schuhe zurücklassen, barfuss gehen. Ich bin unter sehr vielen Menschen der einzige mit weissen Füßen. In den Tempeln, die wir besuchen, werden Gottesdienste abgehalten. Touristen gibt es hier kaum. Siva und die Familie kaufen grüne Zweige und schmücken damit die Büste von Saibaba, als gütiger, alter Mann dargestellt, der den Armen half und zu einem Gott wurde (einem Heiligen?). In seinem Tempel sind Bilder aus seinem Leben an die Wände gemalt. Siva weist mich extra darauf hin: dies sei ähnlich wie bei Jesus. Im zweiten Tempelgebiet, das wir besuchen, sitzt eine grosse Priesterversammlung in einer offenen Halle am Boden, alle mit nacktem Oberkörper; einer singt vor, immer in gleichen Tonschritten. Auf dem freien Platz zwischen der Gruppe und dem Vorsänger, auch zwischen Einzelnen, ist ausgebreitet, was immer (auch bei Hochzeiten) dazu gehört: Palmblätter, Öllämpchen, Bananen usw. (ich kann's nie behalten). Zwischen den (im Gegensatz zu den Menschen auf der Strasse) sehr beleibten, älteren Priestern sitzen einige schmale, schöne, andächtige Novizen. Siva zieht mich weiter zu einem hohen, finster wirkenden Götterbild (Vegetationsgottheit? Siva kennt den Namen nicht, Namen sind ja eigentlich tabu). Hier bekommen wir geweihtes Wasser, und ich kann dann die Hände übers Feuer halten. Doch hier darf ich nicht weiter (Hindu only). Siva ist erstaunt, aber er gibt nach. Ich warte, höre der Handtrommel und dem klarinette-ähnlichen Instrument zu (die Musiker „spielen“ wirklich, halten sich an kein Programm).

Wie wir das Tempelgelände verlassen, kommen bettelnde Kinder auf uns zu. Siva verteilt gerne kleine Geldscheine, aber je mehr er gibt, desto mehr bedrängen sie ihn. Unser Chauffeur (dem Siva ermöglicht, seine Kinder in die Schule zu schicken) muss eingreifen.

Erde, „Umwelt“

Die Erde ist fast überall präsent. Am Rand der geteerten Strassen in unserem Stadtteil ist Erde, Sand, in freien Feldern Wildnis. Und überall in der Stadt liegt Abfall, „Unrat“. Die Leute, die ihre handwerklichen Arbeiten vorwiegend am Rand der Strasse ausführen, auf der Erde sitzend, kniend, stehend, kümmern sich nicht um das, was der Europäer „Dreck“ nennt. Die Schönheit der Körper von Knaben und Männern scheint davon unberührt (Frauen sind ganz in Tücher gehüllt). Woraus besteht der Abfall? Zum grössten Teil aus pflanzlichen Überresten. Daher ernähren sich die Kühe, die frei herumlaufen, ohne dass sich jemand um sie kümmert, vom Abfall.

Was als Unrat ins Auge fällt, sind alle die Plastikbeutel und Papiere. Was *nicht* vorkommt: Büchsen, Glas. Da es keine Küchengeräte, überhaupt fast keine

Maschinen gibt, Fernsehapparate selten sind, entfallen die entsprechenden Abfälle weitgehend.

Unter diesen Voraussetzungen ist folgende Szene möglich: Vor unserm Haus wird Abfall auf einem Haufen zusammengetragen. Dieser Haufen wird in Abständen von einigen Tagen (?) auf einen Lastwagen geladen und weggeführt. Dies geschieht so: Einige Männer sammeln den Abfall mit kleinen Schaufeln oder mit *blossen Händen* in kleine Körbe und laden ihn so auf den Lastwagen. (Sri sagt mir, die Stadt stelle Handschuhe gratis zur Verfügung, aber diese würden gleich vor Gebrauch versilbert).

Katholische Schule gegenüber

Sehr grosses Gebäude, auf dem eine gewaltige Jesus-Statue steht. Es kommt vor, dass aus Lautsprechern, die auf diesem Gebäude installiert sind, eine Predigt über diesen Stadtteil schallt (von weitem hörbar). Die Kinder (natürlich alle schön angezogen) kommen zum Teil in zierlichen Kutschen angefahren (mit Velo-„Antrieb“). Es handelt sich (nach Sri) also nicht (nur?) um arme Kinder, sondern um Kinder aus katholischen Familien. Die Leitung dieser Schule hat die Ankündigung einer Schule auf der anderen Seite der Strasse (unsere geplante Schule) als Konkurrenz empfunden und protestiert! An diese grosse Schule ist ein „Notspital“ angeschlossen.

Regen

Eigentlich hätte ich im August keinen Regen erwartet. Doch es regnet jeden zweiten Tag, und zwar immer so dicht und in Strömen, dass der Vorplatz unseres Hauses, die Strassenränder sogleich bis schuhtief unter Wasser gesetzt werden. Nebenstrassen verwandeln sich zum Teil in Seen. Die Leute gehen dann barfuss, die Frauen nehmen die Gewänder hoch; die Velofahrer, Dreiradautos fahren etwas langsamer. Viele halten Schirme in der Hand. In den Hütten ist der Boden dann oft auch mit Wasser bedeckt. Die Leute sitzen und schlafen auf kleinen Gestellen. Alle warten einfach, bis sich das Wasser verlaufen hat (das geht schnell). Und alle sind froh über eine kleine Abkühlung.

Aus dem Tagebuch März 1999:

Madras

Die vielen Menschen ziehen sich an, sie strahlen aus. Wie viele Blumen das Gemüt erregen. Die Menschen fühlen sich geborgen im In-die-Erscheinung-Treten. Sie lieben die Bewegung und das Strahlen.

Im Zug durchs Land

Der *erwachende Tag* führt mich in ein *Paradies*. Wunderbare Bilder zeigen sich mir, und ich werde ganz ruhig! Wir fahren seit langem durch flache Gegenden, mit Baumgruppen, weiten Feldern, mit feinen Bodennebeln. Es ist kühl! Sri hatte recht: Ohne Pullover geht es nicht. Der Zug fährt oft im Schrittempo, oft steht er. Und wir kommen ganz nahe an wunderbar zarten, schönen Dörfern vorbei. Gruppen von Hütten, in lockere Wäldchen hineingebaut, mit Wasserstellen, Plätzen, Ich sehe, wie die Menschen aus den Hütten kommen, sich waschen, Wasser holen, aufs Feld gehen. Es hat *keine Strassen*, keine Motorfahrzeuge, nur Wege und wenige Karren. Die schön gehackten Felder sind nicht gerade, sondern um die Hecken und Baumgruppen herumgezogen. Es hat abgemähte Reisfelder, aber es wird im Wasser neu gepflanzt. In der Kühle des frühen Morgens (bald geht die Sonne auf) ist gut arbeiten. Hohe Palmen, gewaltige andere Bäume schützen die Siedlungen. Im Wasser stehend, hacken Knaben die Erde auf. Bananenplantagen, dann auf den Plätzen die weichen Reisstrohberge. Ein wunderbar reines, erdnahes Leben. Die Sonne steigt über den Baumhorizont. Wie der Zug steht, schaut ein feiner Knabe mit leuchtenden Augen und zartem, staunendem Bauch vom Bahnbord her zu mir herauf.

Dies hatte ich mir erträumt (sprach mit Sri von den „Dörfern“). Und jetzt schenkt sich dieser Traum in dieser Situation, wo ich bereit bin, alles hinzunehmen, wie es kommt.

Hans Rudolf Schweizer

Bulletin der Heinrich Barth-Gesellschaft für erscheinungsorientiertes Denken
ISSN 1424-4780

Verantwortlich für das Bulletin: Armin Wildermuth
Redaktion des Hefts 8: Werner Handschin, Georg Maier und Rudolf Bind
Fertigstellung und Versand: Georg Maier
Quidumweg 18
4143 Dornach